

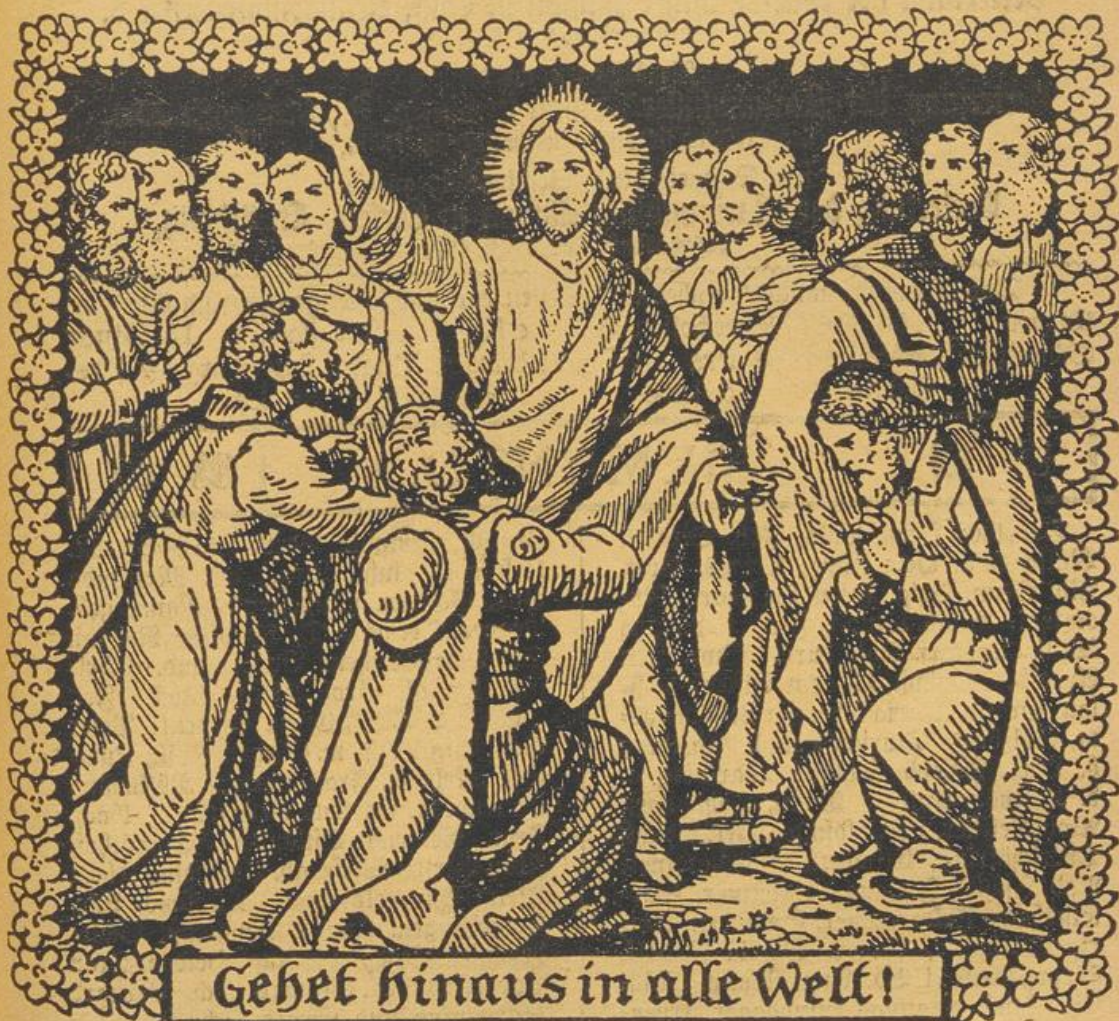
Vergißeinnicht 1923

2 (1923)

2. Feb.

Vergißmeinnicht

Illustrierte Beitschrift
— der —
Mariannhiller Mission.



Gehet hinaus in alle Welt!

Nr. 2

Februar 1923

41. Jahrgang

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer hl. Religion verwendet, weshalb der hl. Vater Papst Pius X. zu wiederholten Malen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.
für die Abonnenten des Vergißmeinnicht werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill 2 oft 3 hl. Messen gelesen.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten:
für Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Jugoslawien, Südtirol und Rumänien
an die

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicherring 3,
Postcheckkonto Nürnberg Nr. 194,
für Belgien und Luxemburg

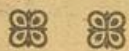
an die

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8,
Postcheckkonto Köln 1652,
für Ungarn an die

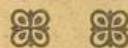
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23a,
Postcheckkonto Ungarische Postsparkasse Nr. 19314,
für Schweiz und Liechtenstein an die

Vertretung der Mariannhiller Mission in Gersau, Et. Schwyz,
Postcheckkonto Luzern VII. 187.

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint 32 Seiten stark und kostet **ganjährlich** für
Ungarn 50 Kr. Tschechoslowakei 8 c Kr. Jugoslawien 15 Dinar
Schweiz u. Liechtenstein 3 Frs. Elsaß-Lothringen, Belgien, Luxemburg 4 Frs.
Südtirol 5 Lire Rumänien 30 Lei



MEMENTO.



Dorothea Jonz, Bais. Joh. Strebel, Waltenwil. Herr Küng, Arians. Prof. Fid. Senn, Brig. Frau Vetschart, Mutathal. Alois Stucky, Fiesch. Regina Willi, Postorf Solothurn. Wwe. Ida Arnold, Sennhof. Theodor Bischof, Neßlau. Gräfin Maria Theresia Ledóchowska, Salzburg. Florian Vendl, Altenberg b. Linz. Joseph Schlattl, Wartberg a. d. Krems. Antonia Dulln, Johnsdorf. Alois Leitner, Leopoldschlag. Fr. Reichl, Oberschöfing. Elisabeth Schwandtner, Bad Ischl. Juliana Gehleitner, Sarleinsbach. Fr. Kreuzer, Gmunden. Maria Durlacher, Anger. Maria Rudolf, Georgswalde i. Bb. Anna Mally, Mählen, Stmk. Mathias Windhager, Ebensee. Sr. M. Praxedis Harreiter, Linz.

Sr. M. Emigdia Bertl, Linz. Sr. M. Ursula Sträußl, Linz. Sr. Meinrada Pilz, Goisern. Wilhelmine Mann, geb. Renner, Krems a. D. Caroline Ruffini, St. Margarethen, Burgenland. Christine Andrá, Groß Klein, Stmk. Fr. Sybilla Löbber, Effen. Eheleute Peter Schwäbig, Mehlem. Eheleute Wilh. Zimthal, Mehlem. Frau Gertrud Böllmann, Hallenberg. Gertrud Bernardi, Nalbach. Frau Gertrud Ostlander, Schmithof. Frau Bertha Wiese, gb. Boeckheim. Alara Klein, Wormeldingen. Nikolaus Luy, Commlingen. August Baumann, Schledehausen. Johann Höing, Heiden. Frau Cornelius Beck, Schmalbroich. Bernard Schwaning und Ewald Schwaning, in Laer. Frau Bebaes in Marten.

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Nr. 2.

Februar 1923.

Jahrgang 41.

Gottes Erbarmungen will ich preisen ewiglich.

Von P. Solanus Peteret, R. M. M.

Segen der Herz-Jesu-Verehrung.

„Vater, ich möchte einmal mit dir reden,“ sprach anfangs Juni 1922 ein gegen 40 Jahre alter Mann zu mir. Es war Joseph, ein seit langer Zeit abgefallener Christ. Seine brave Frau war vor Jahren gestorben und nun lebte Joseph wieder ein wüstes Heidenleben.

„Geh' da in diese Hütte hinein,“ sagte ich zu ihm. „und setze dich auf eine Strohmatte; ich komme sofort wieder zurück.“

Ich ahnte wohl, was Joseph reden werde. Schon im März- und Maimonat und besonders dann im Juni hatte ich in den Predigten und Christenlehren oft auf die Erbarmungen des göttlichen Herzens hingewiesen. Täglich flehte ich das göttliche Herz für die abgefallenen Christen an und bat es, den armen Sündern doch recht liebevoll nachzugehen und sie zurückzuführen zur Herde Christi, so wie es P. Matteo, der Apostel und Begründer der Familienweihe an das göttliche Herz gelehrt hat.

Ich war nun felsenfest überzeugt, daß etwas geschehen werde. Nun waren schon sechs Tage im Monat Juni verflossen, ohne daß sich Besonderes ereignet hätte, außer daß dieser Joseph mit mir sprechen wollte. Ich ging nun zuerst noch schnell hinüber in die Kirche und betete kurz vor dem Tabernakel und vor dem Bilde des göttlichen Herzens und sagte: „O Jesus, um deiner großen Milde wegen rette diese Seele.“ Dann ging ich zu Joseph hinein, begrüßte ihn recht freundlich und fragte ihn, was er denn wünsche.

„Vater,“ sagte er, „dieses Heidenleben, das ich bis jetzt geführt, efelt mich an. Ich möchte gern beichten und meine Ostern wieder halten. Jahre sind schon verflossen, daß ich der Gemeinde ein großes Vergernis gegeben; aber jetzt ist es mir ernst, ich will alles gut machen und zum lieben Gott zurückkehren.“ — Und in der Tat, Joseph blieb seinem Versprechen treu, machte alles gut, bekam wieder Unterricht und hielt andächtig und fromm seine Ostern.

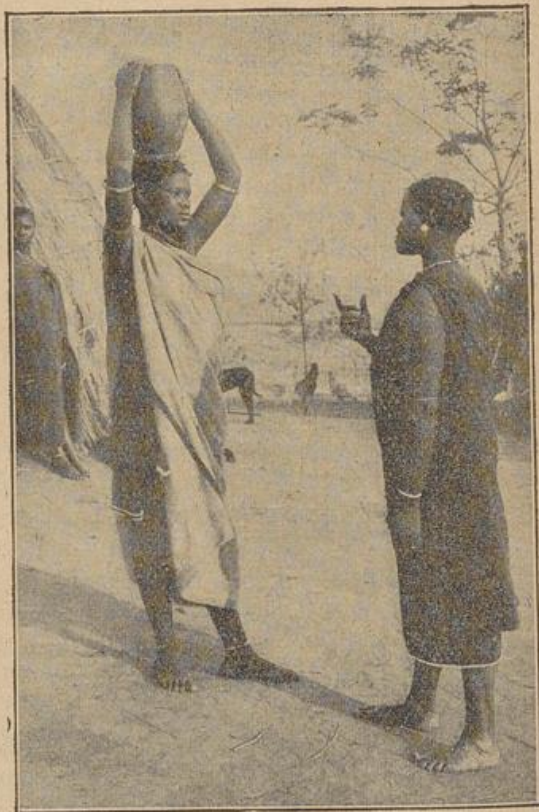
Zwei Tage darauf meldete sich eine gewisse Angela zu den hl. Sakramenten. Diese Angela ist ein neunzehnjähriges, vom Christentum abgefallenes Mädchen. Vor Jahren verlobte sie sich mit einem Heiden, der bereits zwei Weiber hatte. Dieser Heide zahlte für Angela acht Ochsen an den Bruder dieses Mädchen und so wurden die Wege der Befehrung für Angela sozusagen ganz gesperrt. Vor Monaten schon machte Angela einen Versuch, von ihrem Manne loszukommen und erklärte ihrem Bruder, sie laufe von den Heiden weg und bat ihn, er möchte doch die acht Ochsen wieder zurückgeben. Da kam sie aber bei ihrem Bruder schön an. Er sagte, lieber schlage er sie tot, als daß er die acht Ochsen wieder zurückgebe.

Von diesem traurigen Verhältnis hatte ich Kenntnis und als nun Angela um die hl. Beicht bat, mußte ich ihr leider erklären, daß unter diesen Umständen sie unmöglich zu den hl. Sakramenten zugelassen werden könnte. Da sagte Angela hoffnungsfreudig: „Vater, ich habe das göttliche Herz Jesu bestürmt, mich zu retten und siehe, es hat geholfen. Gestern bat ich meinen Bruder wieder, er möchte doch die acht Ochsen zurückgeben, damit ich von diesem heidnischen Manne loskommen und wieder zu den hl. Sakramenten zugelassen werden könnte. Und siehe, mein sonst so wilder und hartnäckiger Bruder sagte zu meinem größten Erstaunen: „Nun gut, wenn es eben sein muß, so will ich die Ochsen zurückgeben und du karnst zum Beichten gehen.“ Angela entsagte öffentlich dem heidnischen Manne, machte acht tägige Exerzitien und hielt ihre Ostern zur Freude der ganzen Gemeinde.

Tags darauf meldete sich Suitbert, der seit sechs Jahren ohne kirchliche Trauung mit einer Protestantin zusammengelebt, und Pavn, ein heidnischer Burische, der ein christliches Mädchen gezwungen hatte, sich mit einem Heidnischen zu verheiraten. Die Protestantin bekam Unterricht in der katholischen Religion und wurde bald in die katholische Kirche aufgenommen und mit Suitbert recht verheiratet, Pavn blieb auf der Station, lernte die christlichen Glaubenswahrheiten kennen, wurde getauft und katholisch getraut.

In derselben Woche stellten sich zwei Burischen vor mit der Bitte um christlichen Unterricht; sie möchten gern ihre Osterpflicht erfüllen. Es waren: Markus, ein 18 jähriger Jüngling und Jakob, ein 14 jähriger Burische.

„Wann habt ihr das letzte Mal gebeichtet?“ fragte ich sie. „Noch niemals, Vater,“ antworteten sie. „Wir sind als kleine Kinder in Todesgefahr getauft worden, Vater und Mutter waren aber schlecht und so wuchsen wir ohne Religion auf.“ „Markus,“ frug ich, „ist deine Mutter eine Christin?“ „Ja, Vater,“ war die Antwort. „Wie heißt sie?“ „Ich weiß es nicht.“ „Wie rufst du sie denn?“ „Ich sage nur: Mutter.“ „Kennst du das Vaterunser?“ „Nein, ich kann überhaupt kein Gebet.“ „Mach einmal das Kreuzzeichen!“ „Ich kann es nicht, Vater.“ „Nun gut, meine Lieben,“ sagte er. „jetzt bleibt ihr bei uns auf der Station; morgens, mittags und abends habt ihr Katechismus; sonst aber müßt ihr arbeiten und euch das tägliche Brot verdienen. Habt ihr dann nach einiger Zeit die Gebete und den Katechismus gelernt, dann lasse ich euch zu den hl. Sakramenten gehen und ihr könnt dann in Freuden wieder heimwärts ziehen.“ Und so geschah es auch.



Beim Wasserholen.

Unweit von unserer Missionsstation lebte Viktoria, eine öffentliche Sünderin. Oft sehr oft ging ich zu ihr hin und mahnte sie mit allem Ernste, von ihrem Sündenleben abzulassen; Himmel und Hölle stellte ich ihr vor, aber alles war umsonst. Da sah ich nun eines Tages in der Kirche vor dem Herz Jesu-Bilde eine vermunimte Frauengestalt knien

und weinen; ich kannte sie nicht. Als ich die Kirche verließ, folgte sie mir nach und ich hörte sie leise rufen: „Vater, ich bitte um die hl. Beicht.“ Ich wandte mich um und erkannte zu meinem grenzenlosen Erstaunen Viktoria. Alles wurde wieder gut gemacht. Viktoria machte Exerzitien, bat am Sonntag nach dem Gottesdienst die ganze Gemeinde öffentlich um Verzeihung und wurde dann zu den heiligen Sakramenten zugelassen.

Gegen die zweite Hälfte des Juni kamen noch drei verirrte Schäflein und baten um Hilfe und Seelenrettung. Sie taten öffentlich Buße wegen des gegebenen Aergernisses, hielten Exerzitien und wurden dann zu den hl. Sakramenten zugelassen.

Am 21. Juni meldete sich eine zweite Viktoria, ein abgefallenes Mädchen, das seit zwei Jahren mit Heiden ein böses Leben führte. Diese reumütige Sünderin kam gleich mit ihrem Kind und bat für dasselbe um die hl. Taufe und für sich um die hl. Beicht und Kommunion. Viktoria ist ein heller Kopf und sie hatte bald die christlichen Glaubenswahrheiten wieder aufgefrischt in ihrem Gedächtnis. Sie war wirklich von einer tiefen Reue über ihre Sünden durchdrungen. Am Herz Jesu-Fest bat sie öffentlich die Gemeinde um Verzeihung und wurde dann zu den hl. Sakramenten zugelassen.

Dann kam noch ein verirrttes Schäflein, Engelberta, die sich seit langer Zeit wieder den heidnischen Gebrechen hingegeben hatte. An Peter und Paul bat auch sie öffentlich die Gemeinde um Verzeihung und beichtete und kommunizierte.

Das waren 13 Seelen im Monat Juni, worüber die Engel Gottes ihre Freude haben konnten. „Wahrlich, wahrlich, sage ich euch,“ so schließt das Evangelium am dritten Sonntag nach Pfingsten, „es wird Freude sein bei den Engeln Gottes über einen einzigen Sünder, der Buße tut.“

Noch eine 14. Seele kam, um zu Gott, den sie verlassen hatte, zurückzukehren. Es war Luzia, ein 16 jähriges Mädchen. Es wollte beichten und kommunizieren. „Da mußt du zuerst deinem heidnischen Burschen öffentlich entsagen,“ verlangte ich. Luzia konnte kein Wort erwidern, wurde leichenblau und ging nach Hause. Tausend Schritte von der Kirche ist ein Tor, das ins Freie führt. Dort blieb Luzia stehen. Stundenlang sah ich sie dort, das Tor auf- und zumachend, hinausgehend und zurücktretend. Die Ärmste kämpfte einen furchtbaren Kampf zwischen Gott und Satan, zwischen dem Fleisch und der Seele. Endlich siegte der Teufel. Luzia machte das Tor zu und verschwand und kam nicht mehr zurück. „Um deiner großen Erbarmung wegen, o süßestes Herz Jesu, rette diese Seele,“ bat ich. Dann gab ich ihr aus der Ferne den hl. Segen und ging dann auch heim. Ich hoffe zuversichtlich, daß das göttliche Herz Jesu auch dieses verirrte Schäflein noch zurücksenden wird.

Am letzten Tage des Juni kam noch ein Bursche und bat um Unterricht. Er war vor Jahren aus der Schule weggegangen und nach Durban gegangen. Das Gewissen ließ ihm keine Ruhe mehr und er kam nun reumütig zurück. Das göttliche Herz Jesu trug auch hier den Sieg davon.

In der Abendstunde des letzten Tages im Juni kamen noch zwei Mädchen, die sich an einen Muhamedaner hingegeben hatten und seit Jahr und Tag ein sündhaftes Leben führten. Sie baten um meinen Rat, wie sie dieses böse Verhältnis lassen könnten. Den ganzen Tag über hatten sie schon viel in der Kirche gebetet und das Eis der Sünde scheint zu schmelzen.

Auch ein gewisser Fridolin kam noch am letzten Tage. Seit zehn Jahren hatte er die hl. Sakramente nicht mehr empfangen. Als ich ihn frug, was ihn bewogen hätte, jetzt auf einmal zu Gott zurückzukehren, nachdem er solange meine, seiner Frau und seiner Kinder Ermahnung nicht gehört hatte, sagte er: „Den ganzen Monat Juni habe ich eine so schreckliche Unruhe im Herzen gehabt, eine innere Stimme verfolgte mich und trieb mich immer an, zum Beichten zu gehen. Jetzt konnte ich nicht mehr widerstehen. Hilf mir, Vater, alles wieder gut zu machen.“ Zur Freude der ganzen Gemeinde nahte er sich bald darauf recht erbaulich dem Tische des Herrn. — Es lebe und regiere das göttliche Herz Jesu!

Engelsruße.

An dem großen Umzinsfluß, gegen 6 Meilen von hier entfernt, liegt die protestantische Ipepeni Lokation. Sowohl dem Fluß, als auch der Straße entlang haben die Protestanten Schulen errichtet in der von der Regierung festgesetzten Entfernung und so darf keine andere Religionsgemeinde sich dort niederlassen, wenn der Radius von drei Meilen schon ausgefüllt ist.

Gar trübe Gedanken durchwühlten meinen Kopf, als ich eines Tages oben von einem Berggrücken aus diese protestantische Lokation vor mir liegen sah, besät von Kraalen und so herrlich gelegen an der Fahrstraße und bewässert vom großen Umzinsfluß. Unsere Religion war die erste, ist göttlichen Ursprungs, enthält sieben Sakramente in sich und ist voll der Gnaden und Kraft und Macht und nun ist sie verhindert, in diesem herrlichen Gebiet ihre segensreiche Tätigkeit zu entfalten. O armer Jesus, dachte ich weiter, du bist doch wirklich arm. Ich müßte in diese reichbevölkerte Lokation hinein, aber ich finde keinen Eingang. Mit wehmütigem Blicke und weinendem Herzen trat ich den Rückweg an.

Acht Tage waren verflossen seit diesem Tage. Ich kam von einem Missionsritt heim und besorgte noch den Gaul, als ein Kaffer vor mir austauchte und sagte: „Du, komm schnell in die protestantische Lokation, da ist ein Mann schwer krank und er will dich haben.“ Ich mußerte den Mann und wußte nicht recht, was ich sagen sollte, da ich erst vor acht Tagen dort war und hoffnungslos heimkehrte.

„Gut,“ sagte ich, „ich komme morgen. Warte auf mich am großen Eingangstor — die Lokation ist nämlich 100 Meilen weit mit Stacheldraht eingeschlossen —, damit du mir die Hütte zeigst, wo der Kranke sich befindet.“ Der Mann war damit zufrieden und ging.

Am nächsten Tage nahm ich die Taussachen, das hl. Del und das Allerheiligste, setzte mich auf den Gaul und eilte voll froher Hoffnung und mit dankbar bewegtem Herzen der protestantischen Lokation zu. Vor acht Tagen, als ich unverrichteter Sache abziehen mußte, sah ich die Protestanten triumphieren; heute hat Jesus eine Bresche in deren Umzäunung gelegt und ich war daran, in das neue Missionsfeld einzuziehen.

Indes wurde ich bald gewahr, daß ich mich gewaltig verrechnet hatte. Bevor ich ans Tor des protestantischen Schulgebietes kam, lief mir ein Gilbote entgegen und rief mir zu: „Zurück, lehre um! Unsere protestantischen Pastoren erlauben dir nicht, in ihr Gebiet einzutreten.“ Ich stellte noch einige Fragen und sah bald ein, daß vorläufig ein Rückzug das Beste sei. Ich drehte meinen Gaul um und ritt mit meinen Taussachen und dem göttlichen Heiland wieder St. John zu.

Ich gab der ganzen Gegend den hl. Segen mit dem Allerheiligsten, das ich ja bei mir trug, und war überzeugt: früher oder später komme ich doch hinein.

Es vergingen wieder acht Tage und wieder stand ein Bote da, der mich in die protestantische Lokation rief zu jenem Kranken. „Ich bin vergangene Woche auf dem Wege dorthin gewesen,“ sagte ich, „und man hat mir den Weg versperrt, so daß ich unverrichteter Sache heimkehren mußte. Was nun jetzt?“ „Nein,“ sagte der Bote, „der Mann ist am sterben und niemand wird dich heute zurückweisen; die protestantischen Pastoren sind nicht daheim.“ „Gut,“ sagte ich, „ich komme morgen: warte auf mich beim Tore, damit du mir den Weg zeigst.“ Ich ging am nächsten Tage, kam zu jenem Kranken und nahm ihn auf in den Schoß unserer hl. Kirche.

Nach acht Tagen sagte ich zu meinem schwarzen Katechisten: „Geh einmal hin und schaue nach meinem Kranken; es wird nicht auffallen, wenn du gehst; berichte mir, wie es mit ihm steht.“ Am nächsten Tage kam der Katechist zurück und sagte, daß das Volk in der Hütte ganz wild geworden und über ihn hergefallen sei und ihm zugerufen habe, er solle sich aus dem Staube machen und weder er, noch ich sollten jemals wieder dorthin kommen. Die protestantischen Minister seien ganz böse, daß man mich seiner;itgerufen hat.

Nun war der Kranke seinem Schicksal verfallen. Er war gut, aber sein Weib und die Predikanten waren böse Gefellen.

Wieder nach acht Tagen war es, als abermals ein Bote zu mir kam. Er sagte, ich möchte doch zu jenem Kranken kommen, er sei von allen, die ihm Hause wohnten, geschickt worden; ich solle doch kommen, da der Kranke am Aushauchen wäre.

„Schwindel,“ sagte ich, „man rief mich und ich ging und wurde unterwegs aufgehalten und mußte zurück. Ich schickte meinen Katechisten und den hat man herausgeworfen; indes, ich will morgen, früh am Morgen, kommen.“



Zuluhäuptling.

Ich kam wirklich unbelästigt zu des Kranken Hütte, die ich voll von Leuten fand, welche zum Sterbebett geeilt waren. Da trat der Vater des Kranken an mich heran und frug, wohin ich gehe. „Zu diesem Kranken,“ sagte ich; „habt ihr denn gestern keinen Boten geschickt, um mich zu rufen?“ „Nein,“ sagte er, und zu der Menge sich wendend, frug er: „Wer hat den Boten geschickt und wer war es?“ Niemand wußte von einem Boten und niemand hatte welchen zu mir geschickt. Ein allgemeines Erstaunen bemächtigte sich der Menge. Ich dachte mir wohl, daß eine höhere Gewalt mich gerufen hatte. Doch, da das Volk noch zu tief steht, sagte ich von den Schutzengeln, diesen Boten Gottes, nichts, sondern ging zum Kranken, reichte ihm die Sterbesakramente und ging. Am nächsten Tag war er eine Leiche.



Sursum Corda.

Geheimnisvoll ragt hoch und hehr
Die Bergwelt dort ins Aethermeer;
Ein stilles, heilig' Land fürwahr,
Der Schöpfung großer Hochaltar! —
Und tiefes Heimweh mächtig zieht
Zur Höhe stets ein rein Gemüt.

Stieg nicht auch Jesus oft allein
Zum Berge, um sich da zu weih'n,
Der Geistesruhe im Gebet
Vor seines Vaters Majestät?
Der Herr und Mittler aller Welt,
Wie liebte er doch dies Gezelt!

Und edle Herzen, frei von Trug,
Erfasste stets ein starker Zug
Zur Bergwelt, wo in Einsamkeit
Der rechte Jenseitstrieb gedeiht,
Wo dieser Erde Torheit schweigt
Und echte Weisheit niedersteigt.

Hier ist des Glaubens heilig Zelt,
Der Hoffnung und der Liebe Welt
Tut sich dem klaren Blicke auf
Und trägt die Sehnsucht frei hinauf
Zu Gottes Thron und Hochaltar,
Wo 'Sursum Corda' ewig wahr!

Roswitha.

Eine Klostergeschichte von Maurus Carnot.*)

Nachdruck verboten.

Die Erzählung ist im Verlag des Art. Institut Dressl Kistli in Zürich erschienen.

1. Zur geweihten Schwelle.



Es war im Wonnemonat des Jahres 929. Das Fläschchen Gande drunten in Braunschweig glitzerte im Golde der Abendsonne. Die Gande, von Norden her rasch über den steinigen Grund dahinschießend, um recht bald aus ihrer Einsamkeit in die Gesellschaft des munteren Baches Eiter zu kommen, hätte manches zu rauschen gehabt: von Kriegerscharen, die da oft und oft vorüberstampften; auch von hochadeligen Fräulein, die des Weges geritten kamen, um weiter unten von der Heerstraße abzubiegen und an der Pforte eines Nonnenklosters zu halten. Aber an jenem Maitage träumte die Gande, während da und dort aus dem Gebüsch am Ufer eine Nachtigall das leise Vorspiel ihres Abendliedes hören ließ.

Von einer Baumgruppe her klangen Artsschläge. Dort stand, von Holzblöcken und Scheitern umgeben, ein Holzhacker. Haare und Bart waren grau, an der niedern Stirn

*) P. Maurus Carnot O. S. B., wohlbekannter Schweizerdichter, Dekan des altbewährten Benediktinerstiftes von Disentis. Geboren an der äußersten Grenze Graubündens gegen Tirol preist seine Muse mit gleicher Liebe, Bündnerart und Schweizerfreiheit wie Tiroler Kaisertrone. Seine Dramen sind auf der Studentenbühne wohlbekannt. Auch seine Gedichte und Erzählungen (General Demont, Steinbock und Adler, Pulverhorn und Zither, u. a. m.) sollten weit über die Grenzen der Heimat des Dichters hinaus den Duft ihrer feinen, zarten Poesie verbreiten und Zeugnis ablegen für den vom Dichter immer vertretenen Grundglaube: Die Poesie ist die irdische Schwester der Religion.

zog sich eine lange Narbe hin, das Gesicht war fast so braun wie die breiten Hände. Eben hatte er sich auf einen Block niedergesetzt und kehrte sein Gesicht gegen die Sonne:

„Frau Sonne, trockne mir den Schweiß! Seit meine Hathumod tot ist, tut mir das sonst niemand mehr. Freilich bin ich ein großer Narr, daß ich bei der Arbeit schwitze. Die gnädige Frau Aebissin Gerberga hätte nichts dagegen, so ich beim Holzhacken zwischendrein ein Stündchen schlief. Ich will es versuchen, da es heute garnicht Abend werden will.“

Und er legte sich und streckte sich auf den moosgrünen Boden hin und begann seinen Schlummer.

Da tönten bald, erst fern und leise, dann näher und lauter Hufschläge. Als sie immer näher kamen, richtete sich der Holzhacker langsam auf ein Knie: „Rosse? Ja! Ein Hufschlag von weitem weckt mich jedesmal. Doch die Mettenglocken im Kloster rütteln mich fast nie auf. Ja, ja, das kommt vom Hufschlag der verdammten Ungarroffe. Und diese Schramme kommt auch daher.“ Dabei fuhr er über die Stirn hin mit der breiten Hand, hielt sie flach über die Augen und spähte gen Norden.

„Das sind Ungarn nicht, bei Gott, die Ungarn reiten schneller. Wird etwa ein Besuch für ein Bäslein im Kloster sein.“

Er stand ganz auf und ergriff unwillig die Art: „Die sollen mich im Kloster nicht als einen schlafenden Klosterknecht verklagen!“

Eine Weile, und die Hufschläge und die Artschläge waren einander ganz nahe; aber der Klosterholzknecht blickte nicht auf und tat, als habe er in den 20 Jahren des Klosterdienstes noch nicht gelernt, langsam, langsam zu arbeiten.

Da stand die kleine, friedliche Reitergruppe kaum einen Steinwurf entfernt: rechts eine kräftige Rittergestalt auf rabenschwarzem Roß: der schwarze Mantel verhüllte ziemlich gut das silberglänzende Panzerhemd. Während der lederne Helm an einem Sattelfnauf baumelte, konnte der Wind in den schon ergrauten Locken und es konnte die Abendsonne auf dem schönen, bräunlichen Gesichte spielen.

Links ritt auf einem fuchsroten, zahmen Gaul ein Alter, dem es jedes Böglein auf der ganzen Fahrt sogleich angemerkt hatte, daß das gemütlich runde, weinfarbene Gesicht noch nie einem Ungarjäger getrotzt hatte.

In der Mitte aber trabte stolz und doch zahm ein glänzend weißes Kößlein, das, als es den Holzhauer erschaute, durch ein weithallendes Gewieher die Augen des fleißigen Arbeiters zwang, dem Reitertrüppchen einige Aufmerksamkeit zu schenken. Und es war der Mühe wert.

Denn auf dem glänzend weißen Kößlein breitete sich eine purpurne Decke aus, die reichlich mit eingestickten grünen Blättern und blauen Blumen geziert war, alles so fein und so schön, wie es sich für die junge Reiterin geziemte.

„Rosa, wir halten. — St, Rappe, Steh!“ sagte der Reiter rechts, hielt mit kräftigem Ruck seinen Rappen und fuhr mit der Linken in den Zügel des kopfschüttelnden Kößleins der jungen Reiterin.

„Wie ihr wollt, Vater. Aber ich meine, Gandersheim kann nicht mehr ferne sein,“ gab eine glockenhelle Mädchenstimme zurück.

„Und ich meine auch, wir sollen weiter. Da ist keine Schenke und kein Brot weit und breit.“ — Das war die Meinung des gemütlichen Alten auf dem fuchsroten Gaul.

„Nein, wir rasten und fragen nach dem Weg und wie weit es noch ist. Ich kenne mich nicht mehr aus, der Holzhacker weiß leicht etwas. Gehoi, komm her!“ —

Der Holzhacker schlug sein Beil in einen Block und kam langsam an den Weg, musterte mit den blinzeln Augen die Truppe und fing an, schalkhaft zu lächeln, als hätte er alte Bekannte getroffen.

• „Guten Abend, Alter. Sag, ist Gandersheim noch weit?“

„Guten Abend, Graf — geh zum Teufel denn, fällt mir der verfluchte Namen gar nicht ein —“

„Bist, nicht gerade fluchen“ — diese leise Mahnung kam von der glockenhellen Mädchenstimme.

„Fluchen — wenn das geflucht ist!“ lachte der Holzhacker, während er mit der Hand über seine Stirn hin und her strich. „So jetzt, — Graf Kunrad, es hol’ mich der Teufel, wenn ihr es nicht seid!“

„Woher kennst du mich?“

„Nun, von Merseburg her!“

„Falsch geraten, mein Guter, ich bin nicht von Merseburg!“

„Das mag sein, bei’s Teufels Ruhme! Aber bei Merseburg seid ihr gewesen. Und ich habe da an der Stirne, meine ich, noch so ein verdammtes Merkzeichen. Alle Ungarn, Roß und Reiter, soll der Teufel —“

„Aber!“ — mahnte wieder die glockenreine Stimme des Mädchens.

„Setz still, du Nönnlein du! Ich weiß ganz genau, was geflucht ist,“ knurrte der Holzhacker hinüber zur jungen Reiterin, während der Alte links gemüthlich lachte, sich vorsichtig vom fuchsröthen Gaul aufs grüne Moos hinunterließ, die zerschlagenen Glieder streckte und tief aufseufzte: „Nichts Eßbares weit und breit und nichts Trinkbares —“

„Dort, das ist die Gande, Trinkbares,“ neckte die Mädchenstimme.

Der Holzhacker schaute hinüber, um die junge Reiterin etwas näher zu betrachten; er sah aber ihr Gesichtchen nur von der Seite, und dem Alten schien es zu gefallen.

„Herr Ritter Kunrad — oder seid Ihr’s vielleicht nicht?“ wandte sich der Holzhacker wieder an den Ritter.

„Heiße Kunrad, das ist wahr, und bei Merseburg bin ich auch gewesen, mit König Heinrich —“

„Bei der verteuflt blutigen Ungarnschlacht, ja!“

Wieder hatte sich das Mädchen hergekehrt. „Aber! —“ sagte sie, indem sie versuchte, der Stimme einen sehr ernststen Ton zu geben.

„Herr Graf Kunrad, ist das Euer Kind?“

„Ja, mein einziges.“

„Und Ihr wollt das Dinglein den Ganderheimer Nonnen bringen? Nun, diese nehmen Euer Töchterlein schon gern unter den Schleier.“

„Aber —“ lachte Rosa, und tätschelte mit der zarten Hand die Wähne ihres Köpfeins.

„Was aber? Ich bin der ehrwürdigen Frauen Holzmeister und ich kenne mich aus.“

„Aber nicht bei mir! Nonne werde ich nicht. — Sag’, Vater, muß ich Nonne werden?“

„Das ist deine Sache, Közchen! Du hast Platz genug auf unserer Burg.“

„Ja, Vater, dort ist’s so leer, seit die Mutter nicht mehr ist, und da muß ich ausfüllen, ich, sag’, Vater?“

„Wie du willst!“

„Ich will recht singen lernen, Vater, o ich habe so viele Lieder in der Brust, aber ich kann sie nicht singen.“

„Hast doch eine starke Stimme, meine ich,“ lachte der Holzer, „und so du im Kloster bist, kannst du schon die starke Stimme von Gandersheim werden.“

„Aber! Nein, ich mag nicht! Lernen will ich dort, und dann heim zu dir, o Vater,“ und sie bog sich zum Vater hinüber, so daß ihr ungeduldiges Köpfelein sich rasch umkehrte und links dem Alten mit dem runden, weinseligen Antlitz einen unhöflichen Puff gab.

Graf Kunrad legte die Hand auf den Arm seiner Rosa und sagte lächelnd „Ich meine, wir sorgen, daß wir bald zum Kloster kommen. Sonst könnte unserm Hausmeier GOLF noch ein Unfall begegnen.“

„Ja, vorwärts! Je länger ich diese langweilige Gande anschau, desto größer wird mein Durst.“

„Also, vorwärts! Wie weit ist es noch?“

„Von weit keine Rede mehr,“ erwiderte der Holzer, „und wenn wir noch lange hier plaudern, hören wir das Kompletglöcklein läuten.“

„Nur so weit? Kompletglöcklein? Gefang? Dann vorwärts!“ jubelte Rosa. „GOLF, auf den Gaul geklettert! Wir zwei reiten voraus, der Vater kommt mit dem Holzmeister nach.“



Ein kleiner Zulu, der auch gern Pater werden möchte.

„Nu,“ sprach zögernd der Klosterwaldmeister, „sonst fällt mein Feierabend in die Nacht hinein, aber heute darf ich früher heim, heute, heute —“

„Aber warum heute?“ fragte Rosa schalkhaft.

„Nun, weil ich heute den ehrwürdigen Frauen etwas zur Klosterpforte führe, was mehr gilt, als der ganze Wald,“ gab der Holzer zurück und schickte sich an, seine Art zu holen.

Nach einer Weile ging's weiter; jetzt allen voran auf dem fuchsröten Gaul der Hausmeier, den eine unwiderstehliche Klostersehnsucht erfaßt hatte. Seine Augenlein spähten über alle Gipfel hinaus und durch alle Waldlichtungen hindurch nach dem Klostergiebel und seine trockenen Lippen schnippten, als müßte doch bald etwas Trinkbares kommen.

Rosa ritt allein zwischen der lechzenden Vorhut und dem Nachtrah; dieser bestand aus dem Holzhacker und dem lieben Vater, der abgestiegen war, um mit dem einseitigen Kriegskameraden über vergangene Zeiten plaudern zu können.

So war Rosa die Hauptmacht des Zuges und es schien, daß sie sich dieser Ehre bewußt war. Denn wie eine Kaiserstochter ritt sie einher und malte sich alles so hübsch aus, wie die Nonnen an der Klosterpforte sie empfangen würden, sie, die lustige, frische Tochter Kunrads, und wie sie mit der hellen starken Stimme alle überflügeln werde — und wie sie dann nach nicht zu langer Zeit heimkehren werde auf die Burg, wie dann Feste und — — — Da klang ein Nachtigallenlied aus dem nahen Gebüsch und Rosa lauschte, indem sie ihr Kößlein anhielt. Da kam es ihr so feierlich vor, und sie hob ihre braunen Augen zu den purpurnen Abendwölkchen, als suchte sie etwas, was sie auf Erden nicht finden konnte. Aber dann schüttelte sie das Köpfchen, daß die Locken im Winde flogen, und weiter ging es.

Den Hausmeier konnte sie nicht mehr einholen. Da der Vater noch weit zurück war, ritt sie langsam und allein weiter und dachte an ihre tote Mutter. Ihre Augen wurden feucht, und sie flüsterte in die stille Abendlandschaft hinaus:

„Keine Mutter hab' ich mehr und der Vater geht in den Krieg. O Maria, sei Du meine Mutter! Weißt Du, das habe ich Dir schon einmal gesagt! Ja, am Grab der Mutter — — Mutter Maria, ich will im Kloster lernen und schöne Lieder machen und sie singen auf Dich, o Mutter Maria —“

Da klang ein Glöcklein durch die Stille, herüber über die grünen Gipfel und die glänzende Gande.

„Das wird zum Abendlied läuten — so nah' beim Kloster — wie wird's mir doch gehen? Ja, ja, Kößchen, jetzt kommst du zu den Nonnen — aber — oh, ich weiß schon! — Sollte ich nicht beten?“

Sie ließ sich vom Kößlein auf den Wegrand hinab und knüpfte den Zügel an ein dürres Bäumchen.

Dann kniete sie nieder auf das Moos, aus dem einzelne blaue Blümchen hervorguckten, und sie betete leise, bis die Nachhut näher kam.

Den Rest des Weges wollte Rosa an der Hand des Vaters zu Fuß machen, und der Holzhacker führte das ledige Kößlein.

Die drei wurden schweigsam. Auf einmal, beim Wegbug, standen sie vor dem Kloster.

Rosa flüsterte und rief glockenhell; „Kloster Gandersheim! O, da ist's schön!“

„Ja, zum Bleiben schön, schönes Mönnelein, zum Bleiben schön,“ sagte der Holzhacker.

„Aber! —“ Doch Rosa hatte nicht Zeit zum Baulernen. Ihre weit offenen Augen mußten jetzt so viel in sich aufnehmen: die Mauern weiß und lang, die vielen Fenster, und emporragend ein Türmchen mit glänzendem Kreuz — sie wußte selbst nicht, warum ihr alles so merkwürdig schön, so heimelig vorkam.

Der Holzhacker ging voran und führte Vater und Töchterchen zur Klosterpforte, der Hausmeier aber war nirgends zu finden.

„Herr Graf Kunrad, ich stelle die Pferde in den Klostermarstall!“

„Ich komme mit, Kamerad. Kößchen, warte du ein wenig und schau dir den Garten an!“

Auf der Schwelle des Marstalls aber saß der gemütliche GOLF, ein Weinfrüglein auf dem Knie:

„Mein Gaul ist schon versorgt und das Früglein habe ich von der Schwester Pförtnerin. Ja, mein lieber Graf Kunrad, in diesem Kloster herrscht ein guter Geist!“

Rosa aber hatte das Gärtchen bald angeschaut und der Vater war noch immer im Marstall. Sie hüpfte die steinerne Treppe empor, — eine Türe ohne Schlüssel. Aber ein eiserner Hammer an der Türe! Rosa hob ihn mit der zitternden Hand

hoch empor; es zuckte ihr durch die zarten Finger, sie ließ den Hammer niederfahren, ein lauter Hall —. Sie preßte beide Händchen gegen die glühenden Wangen, sie hörte ihr Herz klopfen und sie hörte vom stillen Klostergang her eine milde Stimme: „Deo gratias!“



2. Hier will ich wohnen.

Röschens zarte Hände mußten sich bald von den glühenden Wangen lösen, denn knarrend ging die Klosterpforte auf. Zum ersten Male stand das lebensfrohe Grafentöchterlein einer Nonne gegenüber, der Pförtnerin. Und diese war, ganz wie die Regel des hl. Benedikt es will, gereift an Einsicht und Tugenden, so daß ihr Herz nicht mehr in der Welt umherflatterte. Als sie das Mädchen sah, konnte es ihr auch nicht schwer fallen, in aller Sanftmut und Gottesfurcht, in Eile und Liebesseifer Antwort zu geben, wie das Regelkapitel der Pförtnerin vorschreibt. Aber was antworten? Die Ankommende stand stumm, mit purpurübergossenen Wangen und niedergeschlagenen Augen vor der Pforte — dazu ganz allein.

„Was willst du, liebes Kind?“

Was sollte Rosa antworten? „Ich will ins Kloster“ — o, das Wort hätte sie nicht über ihre Lippen gebracht. Sah sie doch das dunkle Kleid der blassen Nonne und durch die offene Türe einen gewölbten Raum mit kurzen wuchtigen Säulen; da war es ihr, als stände sie an der Schwelle eines Kerkers.

Sie sagte also, indem sie sich zwei lange, braune Locken von der weißen, hohen Stirn hinauffstrich:

„Ach, ich warte auf meinen Vater, — ich habe nur hören wollen, wie der Hammer da an der Tür lärmt.“

„So? Ja, der Hammer hat diesmal einen lauten Mund gehabt. Aber wo ist der Vater?“

„Er und der Meier und der Holzknecht versorgen die Pferde.“

„Richtig, das ist der Meier gewesen, der zuerst angeritten kam. Ich habe ihm ein Krüglein Wein gegeben. Und du, Kind, weißt du nicht einmal, warum?“

„Na ja, das weiß ich gut; unser GOLF sagt oft, seine Seele brenne, er müsse immer löschen.“

„Nein, deswegen hätte ich ihm sicherlich nicht das Krüglein übertoll gemacht mit Wein, er kann ja auch Wasser trinken. — Aber es ist ein anderer Grund gewesen.“

„Aber —“

„Liebes Kind, den sage ich dir später einmal, jetzt nicht. Komm herein!“

„Der Vater?“

„Der wird schon nachkommen, komm nur!“

Rosa besann sich ein Weilschen, dann sprang sie über die steinerne Schwelle: „Jetzt bin ich drinnen!“ Und dann lachte sie, daß der leere Raum seine Freude dran hatte, mit dem granitnen Mund auf das glockenhelle Lachen zu antworten, und auch die gereifte Pförtnerin mußte lächeln und sagte:

„Recht hast du, gutes Kind! hüpfen sollte man von einer bösen Welt hinein in ein so liebes Kloster —“

„Aber — ich will ja garnicht im Kloster bleiben, ich will nicht!“

„Dann wird dich niemand zurückhalten! Habe keine Angst! Aber was willst du eigentlich?“

„Mein Vater will mich hier lassen, bis er aus dem Krieg heimkommt. Ich solle etwas lernen; ich will singen und lernen und —“

„Also komm, wir geh'n zur Frau Abtissin!“

„Aber — wer ist sie? Eine alte, strenge?“

„Sie ist wohl nicht viel älter als du —“

„Ei!“

„Aber ernst und doch so lieb und gut.“

„Dann geh' ich schon zu ihr. — Ist sie wohl nicht stolz, so wie eine Herrin?“

„Habe keine Angst, du merkst ihr nicht an, daß sie eine — Nichte des Kaisers ist.“

„Nichte des Kaisers?“ lachte Rosa. „Das glaube ich Euch nicht.“

„Soo? Nicht glauben?“

„Hm, der Kaiser wird doch nicht seine Nichten ins Kloster gehen lassen!“

„Davon will ich dir ein anderes Mal erzählen. Jetzt komm! Ich lasse die äußere Pforte offen; wenn der Vater kommt, wartet er hier. Weiter hinein darf er doch nicht gehen.“

„Nicht? Warum nicht?“

Die Pfortnerin antwortete nicht, aber sie zeigte mit der Hand auf die andere kleine Pforte, die zwischen zwei Säulen war. Rosa aber las dort die Inschrift *Silentium*.

Sie wollte nach dem Sinn der Inschrift fragen, aber die Schwester Pfortnerin hatte bereits geöffnet, nahm Rosa bei der Hand, führte sie über die Schwelle und schloß die Pforte.

Ein langer Gang streckte sich vor Röschens Augen aus und er schien ihr im Dämmerlicht gar so lang und unheimlich zu sein.

„Aber das ist sonderbar —“

Weiter konnte sie nicht reden, denn der Zeigefinger der Pfortnerin preßte sich auf die Mädchenlippen und Rosa ahnte, was das lateinische Wort an der Pforte bedeutete. Wieder hörte sie ihr Herz pochen. Und da stand die Pfortnerin vor einer Türe still und Rosa las über derselben: „*Domina Abbatissa*“.

Da klang schon auf das leise Klopfen der Pfortnerin ein helles *Deo gratias* aus der Zelle heraus.

„Des Kaisers Nichte!“ fuhr es dem Mädchen durch den Kopf. Aber die Pfortnerin sprach ein freundliches Wort zu dem schüchternen Mädchen und so stand denn Rosa in der Zelle der Abtissin. Sie hatte weder Lust noch Zeit, die kahlen Mauern zu betrachten und die wenigen Bilder an denselben; sie sah nicht das Tischchen, auf dem Bücher und Rollen lagen, aus denen sich ein elfenbeinernes Kreuzifix emporhob: sie schaute nur zum Fensterbogen, in dem sie sah: die *Domina Abbatissa* — des Kaisers Nichte.

Die Pfortnerin trat zum Fensterbogen, küßte der Frau Abtissin den Ring und sagte: „*Benedicite!* Ich bringe ein Mägdlein, das dahergeritten kam mit seinem Vater.“

„So, Schwester Hadewig, dann geht und sorgt für den Vater! Ich will für das Töchterlein sorgen.“

Bei diesen Worten war die Abtissin aufgestanden und hatte das eisenbeschlagene, dicke Buch, das ihr auf dem Schoße geruht hatte, geschlossen und an die Fensterbank hingelehnt, während die Pfortnerin leise aus der Zelle trat.

Rosa stand wieder da, wie vor der Pforte, stumm, mit purpuriübergossenen Wangen; aber nicht mit niederge schlagenen Augen: die Neugierde, des Kaisers Nichte

zu sehen, hatte die Schüchternheit überwunden. Seidene, purpurne Kleider, eine schwer goldene Kette, einen goldenen Stirnreif und dazu kaiserliche Pracht und himmlische Schönheit, das glaubte Rosa zu schauen, ganz so, wie sie sich Kaiserinnen und Königinnen so oft in ihren Märchen und Träumen vorgestellt hatte! Und jetzt sah sie eine junge Nonne im schwarzen Kleide, mit schwarzem, über die Schultern wallenden Schleier; statt Haarlocken und Stirnreif deckte schneeweißes Linnen die Stirn, statt der schweren Goldkette hing an schwarzem Band ein kleines Kreuz an der Brust.

Aber schon stand die Aebtissin neben ihr! Ja, sie legte ihre schmale, weiße Hand auf den Lockenkopf und fragte:

„Und wie heißt du mein Kind?“

Rosa schaute empor zum mageren, blassen Antlitz, aus dem zwei glänzende, braune Augen ihr so freundlich und so mütterlich mild entgegenglänzten und sie antwortete lächelnd:

„Ich bin die Rosa vom Grafen Kunrad.“

„Und du kommst auf Besuch? Oder in unsere Schule?“

„In die Schule will mich mein Vater schicken.“

„Der Vater? Und die liebe Mutter ist auch zufrieden? Du gutes Kind, sag' nur: Ja!“



Schreinerei in der Mission.

„Die Mutter? —“ Da wurden die Mädchenaugen feucht, und dann quollen zwei Tränen hervor.

„Ach, deine Mutter ist schon dort oben, liebes Kind, das sagen deine Tränen. Komm in den Fensterbogen und erzähle wir.“

Die Aebtissin führte Rosa zu den zwei Eichenstühlen am Fenster. Aber Rosa wollte nicht sitzen:

„Nein, mein Vater hat es mir eingeschärft, vor hohen Personen soll man sich nicht setzen, und — ihr seid gar die Richter des Kaisers!“

Aber die Aebtissin nötigte sie sanft auf den Stuhl, indem sie ruhig lächelnd

sagte: „Sitz, Kind, ich bin jetzt, gottlob, nur mehr die Schwester Gerberga! Die Kaiserliche habe ich vergessen. — Aber jetzt erzähle mir von deiner Mutter und deiner Heimat!“

Und alle, alle Schüchternheit war jetzt geschwunden. Rosa fing an zu erzählen von frühester Kindheit: wie ihre liebe Mutter krank und blaß geworden sei, wie sie ihr Kösschen noch zuweilen vor sich auf ihr Bett gesetzt habe, wie sie schön gestorben sei und wie ihr Bild nie verschwinde und doch habe Kösschen beim Tode der Mutter erst zweimal den Mai gesehen. —

Aebtissin Gerberga horchte und fragte und forschte und freute sich herzlich, so herzlich, als wäre eine Taube mit Flügeln weiß wie junger Schnee ihr auf die Hand und an die Brust geflogen. Und sie wollte die Taube hüten: das sagten die zwei milden, braunen Augen, die auf der neuen Klosterschülerin ruhten.

Aber drunten im gewölbten Vorhof war es lauter geworden. Graf Kunrad, Goltz, der Meier, sowie der Klosterwaldmeister saßen dort am eichenen Tisch und ruhten und plauderten. Die Pförtnerin hatte Wein und Brot aufgestellt und dem Grafen auch berichtet, wie sein Töchterlein bereits bei der Aebtissin sei, wie sie aber am Abend noch ins Fremdenhaus neben dem Kloster kommen werde, da sie ja noch keine Nonne sei und zum Vater gehen dürfe.

Graf Kunrad war weich und wehmütig geworden. Gewohnt an Kriegszüge und Trompetenlärm und Lanzenplittern, war er so glücklich in der klösterlichen Stille, wo jetzt sein Einziges auf Erden so gut geborgen war, bis er wieder heimkehren werde aus dem Krieg, um seine Tochter auf seine Öde und doch liebe Burg zu führen; das alles zog in bunten Bildern an seiner Seele vorüber und er war froh, daß auch an seiner Statt sein wackerer Hausmeier Goltz sowohl dem gemüthlichen Geplauder des Holzers, als dem gespendeten Gasttrunk der Pförtnerin doppelte Aufmerksamkeit schenkte.

Dreimal, viermal und jedesmal nach einem tiefausholenden Schluck beteuerte der wackere Goltz:

„Nach allem, was ich bis dahin an diesem Kloster beobachten konnte, waltet da ein ganz vortrefflicher, ja unübertrefflicher Geist!“

Der Klosterwaldmeister aber lobte über alle Sterne seine Herrin, des Kaisers Nichte, die **Domina Abbatissa**; sie sei so bescheiden, daß man es ihr nicht ansehe, was sie eigentlich sei. Sie leite alles, wisse alles, und er würde auch im tiefsten Walde draußen nicht heimlich schlafen können, ohne daß die Frau Aebtissin es am Abend wüßte.

Aber die Kompletglocke, die über die rauschende Gande und die stille Landschaft in den Maiabend hinausläutete, machte dem Gespräch in der Aebtißinzelle und im gewölbten Vorhof ein Ende. Die Pförtnerin erschien und bedeutete dem Waldmeister, für die beiden Gäste im Fremdenhause recht zu sorgen, morgen werde die Aebtissin mit dem Töchterchen hinüberkommen, nach der Komplet sei es nicht mehr gestattet. So wurde es bald still im Vorhof und die Pförtnerin betete. Als sie die leeren Krüge wieder in die Klausur trug, ein Vaterunser für den Grafen und seine liebe, liebe Tochter, und ein zweites für eine brennende Seele.

Aebtissin Gerberga aber führte ihren neuen Liebling zur Vorsteherin der Klosterschule, zur guten Schwester Rikardis. Als jedoch Gerberga fort war zur Komplet, schaute Rosa nachdenkend in die Schar der Schülerinnen; da waren kleine Mädchen, von denen jedes lärmern konnte wie drei, und ernstere Töchter, von denen die eine nach der Klosterzelle sich sehnte, die andere an ein großes Fest in der heimatlichen Burg dachte. Da wollte es der Schwester Rikardis, obwohl sie so milde Augen und einen mütterlichen Ton in der Stimme hatte, doch nicht gelingen, das

Heimweh der neuen Schülerin zu bannen. Röschens Augen blickten träumerisch, ihre Antworten waren zerstreut.

Da kam der stille Mond und streute die süße Gottesgabe, den Schlaf, über Kloster und Fremdenhaus. Und ein Traumengel machte Botendienste zwischen Vater und Tochter: die Abschiedsstunde des folgenden Tages sollte ja erleichtert und verklärt werden! Aber sie kam doch mit ihrem Leid. Aeltissin Gerberga führte ihre liebe Jüngerin ins Fremdenhaus. Während Golt die Pferde sattelte und einen durstigen Tag prophezeite, hörte Rosa schweigend zu, als ihr Vater und ihre neue Mutter, beide nur von ihr sprachen! Sie brachte nur wenige Worte aus dem vollen Herzen hervor. Der Augenblick der Trennung war da! Gerberga sagte noch dem scheidenden Grafen:

„Ich heiße Eure Tochter, so lange sie bei mir bleibt, mit einem neuen Namen: Roswitha — und sie soll mir lieb sein, wie eine einzige Tochter der Mutter lieb ist — Roswitha!“

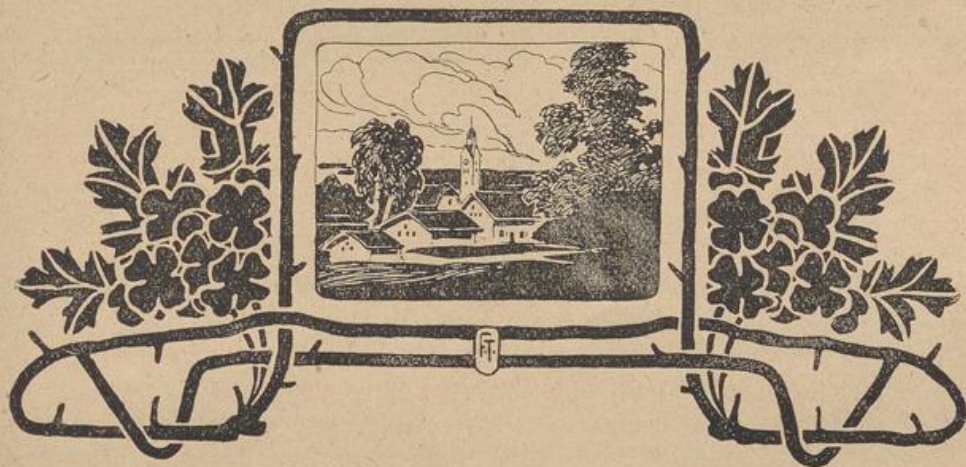
Als sei es ein Scheiden für immer auf Erden, machte Graf Kunrad seiner Tochter ein Kreuzchen auf die klare Stirne: „Gott segne dich, Roswitha — Roswitha jetzt, Gott segne dich!“

Als begänne mit dem neuen Namen ein neues Leben, und als fiele die Kindheit von ihr ab wie ein verweltter Blumenfranz, so stand Roswitha da, und alles, was sie reden und tun konnte, war das Einzige: sie ergriff des scheidenden Vaters zitternde Hand und preßte sie schweigend an ihre Lippen.

Und ein Weilchen später ritten zwei Reiter die Gande entlang. Sie schwiegen. Noch einmal hielt Graf Kunrad sein Reitroß, kehrte sich halb um und grüßte den Giebel des Klosters Gandersheim. Da fiel eine heiße Träne auf seine rechte Hand. Leise sagte er:

„Eine Träne auf dem Fuß meines guten Kindes! Roswitha, Gott segne dich, wie dich dein armer Vater segnet!“

(Fortsetzung folgt.)





Frühlingsboten auf afrikanischer Flur.

Von P. Odd. R. M. M.

Drei Dinge sind uns vom Paradiese geblieben: Des Kindes unschuldiges Auge, die Sterne und die Blumen. So oft man ins reine Kinderauge schaut, ist es, als ob unser Blick sich versenkte in eine stille tiefblaue See, kein Harm bietet sich unserm Auge dar, es findet seine Ruhe wie auf grünenden Wiesen. Es leuchtet wie ein übernatürlicher Glanz durch die Fenster der Seele die Herrlichkeit der heiligmachenden Gnade, die das Innewohnen des hl. Geistes bedingt. Wo dieser süße Gast der Seele seine Wohnung hat, da verbreitet er Schönheit, Licht und Liebreiz. So kommt es, daß alle Menschen ein eigentümliches Gefühl erfährt beim Anblick eines in Taufunschuld blühenden Kindes. Selbst dem Spötter drängen sich Segensworte auf die Lippen, er fleht: „O möchtest du stets so bleiben, so rein, so schön, so hold.“ Wie eine Art Wehmut beschleicht es ihn wegen eigenen verlorenen Lebensglückes und eine Sehnsucht ergreift ihn nach jenen seligen Zeiten, wo er auch wandelte im Paradiese der Kindesunschuld.

Drohen am weiten, hohen Himmelszelt schimmern zur Nachtzeit Millionen goldener Sterne. Sie waren wohl stumme Zeugen jener unseligen Tat, die dort unter dem Baume im Paradiese geschah und den Fluch Gottes auf unsern Planeten brachte. Allein sie blieben davon unberührt. In willigem Gehorsam leuchten sie von ihrer hohen Warte in ungemindertem Glanze und wandeln friedlich die Pfade, die der Allerhöchste ihnen wies. Mit Frohlocken folgten sie dienstbereit jedem Rufe ihres Schöpfers und riefen: „Hier sind wir!“ Bar. 3, 34.

Der sternbesäte Himmel hat sein Spiegelbild hienieden auf grünender Flur, auf blumiger Au. Daß die Maiwiese mit ihrem buntfarbigem Teppich ein Stück Paradieses darstellt, werden alle Blumenfreunde und aufmerksamen Naturforscher gern zugeben. Was kann des Menschen Auge Lieblicheres, Schöneres, Herzerfreuenderes und Kunstvolleres schauen als einen üppigen Blumenanger im Scheine der warmen Mai Sonne? Bei uns Antipoden hier in Südafrika gilt der Oktober als Bonnemonat. Auf der grünenden Flur sieht es sich da an, wie ein Aufleuchten der Herrlichkeit Gottes, die aus unzähligen, farbenprächtigen Hieroglyphen uns entgegen scheint. Diese geheimnisvollen Zeichen erzählen uns von dem unergründlichen Wesen des Schöpfers. Sie erstrahlen im Lichtglanze der Allmacht, der Schönheit der Weisheit und der Liebe Gottes, welche Eigenschaften für jedes gläubige Gemüt und empfängliche Herz leicht erkennbar sind. Die wunderbare Enthüllung und Schaustellung des Wesens Gottes in seinen Werken geschieht zur Freude der Menschenkinder und zu ihrer Belehrung.

„Betrachtet die Lilien des Feldes“ Math. 6, 28, klingt es aus dem Munde des Sohnes Gottes, der als Blume entsprossen der Wurzel Davids, auf den Gefilden Bethlehems erscheinen wollte. Bei der Betrachtung all der Naturschönheiten, wie sie sich in den Blumen offenbaren, wird unsere Seele ein ähnliches Erlebnis inne werden, wie der große Naturforscher Linné, der bekennt: „Den ewigen Gott, den Allweisen, den Allmächtigen, habe ich in der Schöpfung gleichsam vom Rücken her und wie im Vorübergehen geschaut, und ich war starr vor Ehr-

furcht. Ich habe einige wenige Fußspuren Gottes in den geschaffenen Dingen gesehen, aber welche Weisheit, welche eine unbegreifliche Vollendung in allen Dingen, selbst den geringsten, die fast dem Nichts gleichkommen."

Wie verhält es sich nun im Lande Chams mit diesen Naturschönheiten? Hat sich etwa der Fluch, der diesem unglücklichen Sohne Noahs anhaftete, auch über die unvernünftige Schöpfung verbreitet? Nein. Je schöner und tieferblauer der südaliche Himmel ist, desto freundlicher und farhenglühender sind auch die Blumen. Auch über die afrikanische Flur schwebt in jedem Frühjahr der neues Leben schaffende Geist Gottes, und unter seinem befruchtenden Hauche sprossen Gräser und Kräuter mit buntfarbiger, reichschattierter Blumenkrone, prangend gleich lieblichen Sternlein am Gewande der Mutter Erde. Wenn die Frühlingsregen im September einsetzen, dann entfaltet die Natur im Oktober hier ihre schönste Pracht. Bleibt aber



Im Steinbruch bei Mariannahill.

der Regen aus und brennt nur die Sonne schonungslos aufs trockene Erdreich, so ist nicht viel Entzückendes zu sehen und der graue Winter „ubusika obumpofu“ behält die Oberhand. Alles hängt vom befruchtenden Regen ab. So bietet die hiesige Wiese nach einem Gewitterregen im Frühling einen einzig schönen Anblick. Das in allen Schattierungen glänzende Wiesen Grün bietet eine wirkliche, nie ermüdende Augenweide. Auf diesem grünen Teppich sind nun tausenderlei Blumen und Kräuter eingelegt, die freilich vielerorts nicht zur Entfaltung kommen, weil sie von den Viehherden abgeweidet werden. Dies ist ein Umstand, weshalb man einen schönen Blumenanger hier zu Lande nicht oft sieht.

Für die Eingebornen, deren Kunstsinne wenig entwickelt ist, sind nun diese mannigfaltigen Gewächse mehr als ein bloßer Schmuck. Die Wiese ist für sie eine Naturapotheke, der sie für jedes innere und äußere Gebrechen ein geeignetes Heilmittel zu entnehmen wissen. Die gewöhnlichen Hausmittel (amakambi) kennt jedes

schwarze Kind. Die Doktoren (izinyanga) der Bantuleute sind in diesem Zweige wahre Meister, die jedes Kraut mit seiner heilenden Wirkung kennen. Auf den Wiesen kann man zuweilen die Jünger des Aesculap mit ihrem eisernen Stab (ugja) antreffen, womit sie die Wurzeln ausgraben, die dann in ihren umgehängten Medizinsack (imfuto) aus Ziegenleder verschwinden.

Nachstehend sollen einige Blumen und Kräuter angeführt werden. Den Reigen der farbenreichen Wiesenkinder eröffnet auch hier das Gänseblümchen. Es ist hier gerade so bescheiden und anspruchslos wie in der Heimat. In seiner Gesellschaft trifft man eine ähnliche Blume mit gelber Krone, ubendhle genannt. Die weißlichen, lederartigen Blätter dienten früher vor Ankunft der Perlen den kleinen Enastöchtern als das, wozu ihre Stammesmutter Zeigenblätter nahm, als sie anfang, sich zu schämen.

Die Herbstzeitlose verleugnet hier ihren Namen, denn hier meldet sie den Frühling an. Die Farrenkräuter sind in allen Variationen zu finden, vom einfachen Stengel bis zum dicken, faserigen Stamm, der oben lange, sagopalmartige Blätter trägt. Intomankoma heißt das Gewächs und dient zu allerlei Heilzwecken, so auch gegen den Bandwurm. Als Sprichwort wird es gebraucht: „Das Farrenkraut hat seinen Inhaber laxiert,“ d. h. der Giftmischer ist durch seine eigene Mischung umgekommen. Intomankoma ikaze umniniyo.

Der Löwenzahn (isikaba) wird als Gemüse gegessen, wie in Europa als Salat. Eine andere Blume, die auch nach dem Verblühen einen flaumigen Kopf trägt und zuhause im Volksmund „Ochsenauge“ heißt, wird hier „Glamvublosane“ genannt. Die Blätter sind gut gegen Leibschmerzen und Kopfschmerz. Nach dem Glauben der Leute sollen die bei Regenzeit über den Pfad umgekehrt gelegten Blätter die Wirkung haben, daß sich das Wetter aufheitert.

Ein liebliches Blümchen ist die Inkonfe. Die kleine Blumenkrone besteht aus sechs glänzend gelben Blättchen. Die Blätter der Pflanze sind lanzettlich und haarig. Sie findet Verwendung als Brusttee. Die zwiebelartige Wurzel ist ein Leckerbissen für Schweine.

Die Iszhongwe, eine kräuterartige Staude mit weißen Blüten, wird als Gemüse gegessen. Die rübenförmige Wurzel wird gegen Leibschmerzen gebraucht. Das ganze Gewächs enthält eine Art Milch. Die Eier, die mit dem Saft der Pflanze besprenkt werden, sollen gegen den Hundeappetit gefeit sein. Der Wetterdoktor mißt dieser Medezin, die er gekaut gegen den Gewitterhimmel spuckt, die Kraft bei, den Blitzschlag abzuwehren.

Eine andere Zierde hiesiger Wiesen ist eine rosarote Schwertlilie (isidwa). Die Zwiebel liefert eine Art Leim, womit die schwarze Hausfrau ihre zerbrochenen Geschirre flickt. Auch dient dieser Stoff als Seife. Im Sprichwort wird dieser Pflanzennamen gebraucht, wenn einer bei offener Püge überführt und sprachlos wird, da heißt es „wabinda isida“, die isida-Zwiebel blieb im Hals stecken.

Aus der Umhlakuwa wird das Ricinusöl gewonnen, während die Umhlonwane den bitteren Wermut liefert.

Doch wollte ich all die lieblichen Blumen aufzählen, die als Herolde des Schöpfers draußen auf der Flur eine wundersame Symphonie zu seinem Lobe ausführen, so müßte ich ein Buch schreiben. Liebe Leser, bis diese Zeilen im Druck erscheinen, werden auf den heimatlichen Fluren die buntgekleideten Schwestern der großen Blumenfamilie ihre Schönheit und ihren Liebreiz entfalten. Willst du dir dann eine reine Freude bereiten, so gehe hin, betrachte und lausche dem stillen Lobhymnus auf die Größe und Schönheit Gottes, den die heiteren Wiesenkinder verkünden. Sie sind so glücklich und zufrieden, und es ist, als ob sie sich ihrer hohen Auszeichnung

bewußt wären, die ihnen Gott der Herr angeidehen ließ. Sie wurden nämlich gewürdigt, jene Typen und Sinnbilder abzugeben, unter denen sich das Schönste und Erhabenste, was der Himmel birgt, uns Menschen vorstellt. Er, der anmütig ist vor allen Menschenfindern, ist die Blume, die aus dem jungfräulichen Schoße Mariens entsproß. Und wer kennt nicht die „Blume des Feldes, die Lilie der Täler“? Deshalb sollen uns die Blumen lieb und ehrwürdig sein. Spiegelbilder der Herrlichkeit und Liebe Gottes sollen sie uns hienieden sein, bis wir einst auf himmlischer Au den Herrn von Angesicht zu Angesicht schauen, sowie jene einzig schöne Blume, deren keine zweite in Gottes Garten blüht.



Medizinschrank eines Kafferndoktors.



Missionsfahrten und Reiseabenteuer eines Glaubenshelden in alter Zeit.

(Schluß)

Am 24. Juni 1533 wurden wir eingeschifft, und erreichten, da der Wind fortwährend ungünstig war, nach einer sehr mühseligen Fahrt völlig erschöpft und halb verhungert Suakem, wo der Pascha, ein wilder, geiziger Mann, als er sogleich beim Empfange sich in seiner Erwartung, große Schätze bei uns zu finden getäuscht sah, vor Wut schäumend, uns Kasars schalt, und uns allen die Köpfe abzuschlagen drohte. Wir trösteten uns in dieser traurigen Lage so gut wir es vermochten, und hofften als Martyrer für die Ehre unseres Herrn Jesus Christus unser Leben hinzugeben, denn der Pascha hatte, wie man uns hinterbrachte, wiederholt gesagt, er wolle zufrieden sterben, wenn ihm das Glück zuteil werde, uns alle mit eigener Hand zu töten; seine Geldgier war indessen doch noch größer als seine Rachsucht und er ließ uns alsbald mitteilen, daß wir die Wahl hätten, zu sterben oder dreißigtausend Taler zu bezahlen. Wir erlangten dadurch die Ueberzeugung, daß eine Unterhaltung mit ihm möglich war, und ich wurde beauftragt, sie anzuknüpfen. Ich ließ ihm deshalb vorerst auf seine Drohung antworten: er sehe wohl, in welchem jammervollen Zustand wir uns befänden, da man uns unser geringes Besitztum bereits abgenommen habe, wir könnten ihm deshalb nichts anderes anbieten als ein Geschenk, welches wir bei barmherzigen Leuten und bei unsern Freunden zusammen zu betteln gedächten. Der Pascha, welchem dieses Anerbieten durchaus nicht gefiel, entgegnete, er wolle sich mit 20 000 Talern begnügen, wenn wir diese sogleich bezahlten oder genügend Bürgschaft leisteten. Als wir bei unserer Erklärung beharrten, zeigte er sich bereit, noch 5 000 Taler nachzulassen, schwur aber zugleich, daß er uns, wenn wir auch diesen Vorschlag zurückwiesen, schinden und speien lassen würde. Da er kurz vorher an einigen armen heidnischen Kaufleuten diese Grausamkeit verübt hatte, so gerieten wir in große Angst und hatten uns bereits in unser Schicksal ergeben, als einige Freunde des Pascha, welche die Rache der Portugiesen fürchteten, die Vermittlung übernahmen und uns veranlaßten, eine bestimmte Summe als Lösegeld zu bieten, die sie uns auf unser Wort vorstrecken wollten. Die Verhandlungen begannen darauf von neuem und es kam endlich ein Vergleich zu Stand, nach welchem wir uns verbindlich machten, 4300 Taler bar zu erlegen, uns aber dagegen die Erlaubnis erteilt wurde, nach Bezahlung dieser Summe uns sogleich einzuschiffen. Aus uns unbekanntn Gründen änderte jedoch der Pascha plötzlich wieder seinen Entschluß und ließ uns durch seinen Schatzmeister sagen, daß drei der angesehensten von uns als Geiseln bleiben müßten, die andern abreisen könnten, um das versprochene Lösegeld aufzubringen. Man behielt deshalb den Patriarchen und die Väter Diego de Mattos und Antonio Fernandez zurück, da aber der letztere ein Greis von mehr als achtzig Jahren war, so stellte ich dem Pascha vor, daß dieser unter seinen Händen sterben könne und die Portugiesen in diesem Falle kein Lösegeld für ihn bezahlen würden, es also vorteilhafter für ihn sei, an seiner Stelle einen jüngern unter uns auszuwählen. Da der Pascha auf meinen Vorschlag einging und statt des Greises den Vater Francisco Marquez bezeichnete, so wagte ich auch einen Austausch

des Patriarchen in Anregung zu bringen, kaum hatte ich aber den Mund aufgetan, als der Pascha mich mit so grimmigen Blicken ansah, daß ich gern schwieg. Wir mußten also den Patriarchen samt den beiden Ordensgenossen in den Händen der Türken zurücklassen und bestiegen, nachdem wir sie umarmt und mit Tränen Abschied von ihnen genommen hatten, ein nach Indien bestimmtes Fahrzeug.

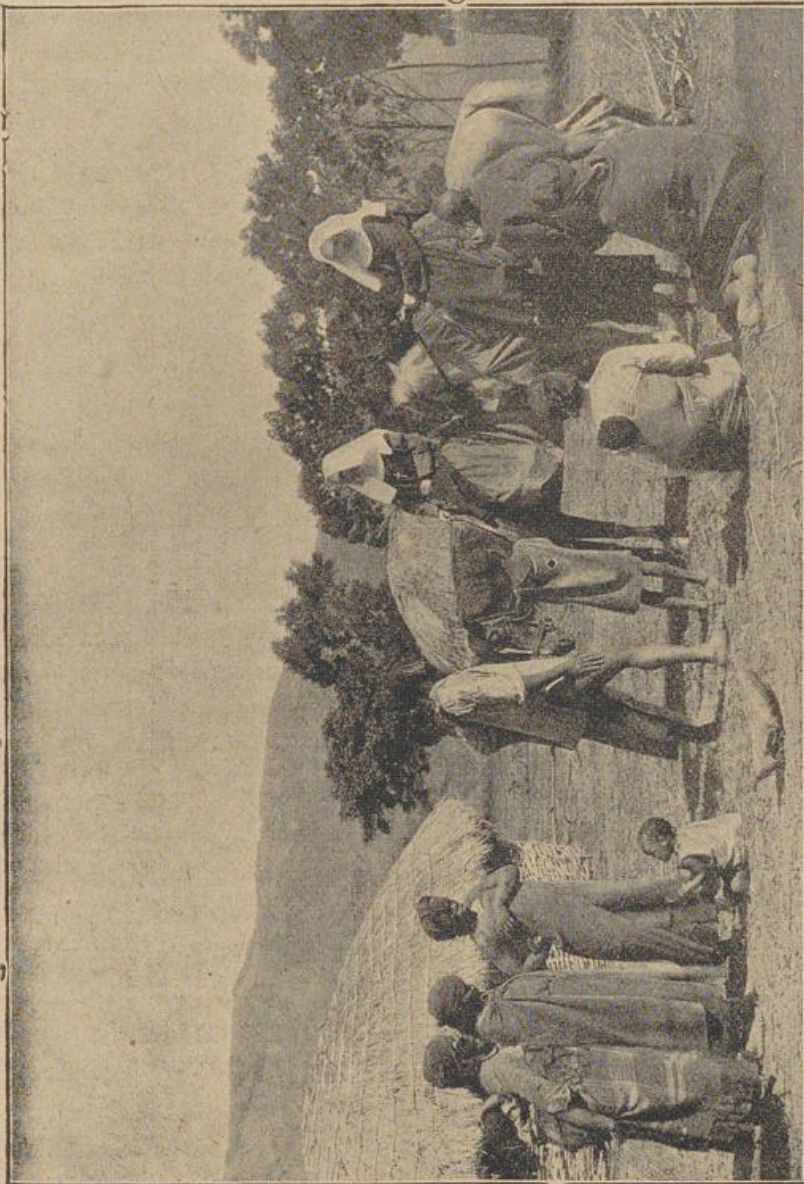
Unsere Lage auf dem einen arabischen Rheder' gehörenden Schiffe war übrigens kaum besser als die unserer in der Gefangenschaft zurückbleibenden Gefährten, denn die Reisegesellschaft, welche größtenteils aus muhammedanischen Pilgern bestand, machte sich ein Vergnügen daraus, uns zu verhöhnen und uns zu mißhandeln. Wir lagen, jeder Witterung ausgesetzt, auf dem Verdecke und erhielten bei jeder Wendung der Segel oder sonstigen Arbeit der Matrosen gewiß auch einige Fußtritte. Ich selbst bekam schon am ersten Tage unserer Reise einen Fluß in die Finger, welcher, da ich ihn anfangs vernachlässigte, bald die Hand und den ganzen Arm ergriff und mir arge Qualen verursachte. Da mir weder ein Wundarzt, noch Arzneimittel zu Gebote standen, so behalf ich mich mit ein wenig Del, womit ich die frankten Teile schmierte und auch wenigstens Linderung der Schmerzen bewirkte. Das Wetter war übrigens schlecht und der Wind fast fortwährend ungünstig, so daß wir nur mit großer Mühe und mit Hilfe der starken Strömung glücklich durch die Meerenge Babelmandeb kamen und das Cap Guardafui erreichten, wo man die Schaluppen aussetzte, um frisches Wasser, woran schon längst Mangel war, einzunehmen; wir baten den Kapitän, uns ein wenig davon zukommen zu lassen, da er aber unsere Bitte abschlug, so hielt ich es für besser, mit diesem Manne in einem ernsterem Tone zu sprechen und ihm zu bemerken, daß wir uns jetzt den Küsten näherten, wo die Portugiesen die Oberhand hätten und er leicht in die Verlegenheit kommen könne, unsere Vermittlung in Anspruch nehmen zu müssen. Dieser Grund leuchtete ihm ein und wir wurden von jetzt an besser behandelt als bisher. Nach einer Fahrt von zweiundfünfzig Tagen liefen wir endlich in den Hafen von Diu ein, wo die ganze portugiesische Bevölkerung herbeieilte, uns zu empfangen, denn man glaubte, der Patriarch befinde sich in unserer Mitte, und jeder hatte die heißeste Begierde, diesen durch seinen apostolischen Eifer und durch seine Leiden berühmt gewordenen Mann zu sehen, und ich vermag nicht die Empfindungen zu schildern, welche sich aller bemächtigten, als sie uns ohne diesen bleich, abgemagert, mit unbedecktem Haupte, ohne Schuhe und Strümpfe und überhaupt zerrissen und von dem Nötigsten entblößt landen sahen und daraus leicht schließen konnten, welche Leiden unsern in Habessinien und zu Suakem zurückgebliebenen Gefährten noch bevorstanden. Man führte uns sogleich in unser zu Diu befindliches Ordenshaus, wo wir uns bald von unsern Mühseligkeiten wieder erholten, so, daß wir nach wenigen Tagen schon im Stande waren, unsere Reise nach Basaim fortzusetzen, wo meine Gefährten blieben, ich selbst aber erhielt den Befehl, nach Goa zu gehen, um dem Vizekönig die Nachricht von den in Habessinien vorgefallenen Veränderungen von der Gefangenschaft des Patriarchen zu überbringen.

Ich begab mich nach meiner Ankunft zu Goa in das Collegium, um mich von den Mühseligkeiten der Seereise, auf welcher ich einige Male Gefahr lief, in die Hände der an der indischen Küste lauernden Seeräuber zu fallen, zu erholen, und wurde daselbst mit der größten Herzlichkeit aufgenommen und gepflegt; die wohlthuende Ruhe, welche ich hier genoß, ließ mich aber meine unglücklichen Brüder nicht vergessen, welche theils in Habessinien in Felsenklüften verborgen lagen und theils zu Suakem in Felsen schmachteten und nur durch die Hilfe des Vizekönigs befreit werden konnten. Ich stattete diesem deshalb, sobald ich die Erlaubnis dazu erhielt, einen Besuch ab, und entwarf ihm eine ergreifende Schilderung des traurigen Zu-

standes, worin sich jetzt die katholische Religion in einem Lande befand, welches vor nicht langer Zeit durch die Portugiesen aus den Händen der Ungläubigen befreit worden war; ich stellte ihm mit den grellsten Farben die Verfolgungen und Leiden vor, welche wir bis zu unserer Vertreibung aus demselben hatten durchmachen müssen und ermahnte und beschwor ihn, die Rettung der portugiesischen Jesuiten, welche ihr Leben so willig dem Dienste Gottes gewidmet hatten, zu bewirken, was nach meiner Ansicht am leichtesten geschehen könne, wenn er eine Flotte nach dem roten Meere sende und eine Niederlassung auf der Insel Massuah gründe. Er hörte mich sehr aufmerksam an und versprach, für die Befreiung meiner gefangenen Ordensgenossen Sorge zu tragen, gestand mir jedoch, daß er weder Vollmacht, noch hinreichende Streitkräfte habe, um irgend eine Stelle an der habessinischen Küste zu besetzen und zu behaupten. Nach langer Beratung kamen wir endlich überein, ich solle sogleich nach Europa gehen, um sowohl an dem päpstlichen, als auch an dem spanischen Hofe den traurigen Zustand der habessinischen Mission zu schildern und um Hilfe zu bitten, er selbst aber wolle, wenn mir die nötige Unterstützung zuteil werde, die Führung der Flotte übernehmen, weil er überzeugt sei, daß er sein Leben keiner heiligeren und für die Religion wichtigeren Sache widmen könne. Ich schiffte mich nach dieser Verabredung alsbald nach Lissabon ein, indem ich nicht zweifelte, daß man dort den unserer Mission nötigen Beistand gewähren würde, nie aber war eine Seefahrt mit soviel Unannehmlichkeiten verbunden, als die meinige, denn ich litt Schiffbruch an der Natalküste, fiel dann in die Gefangenschaft der Holländer und kam erst nach langer Zeit in mein Vaterland zurück.

Mit diesen wenigen Worten über die Hindernisse auf der Heimreise schließt Lobo seinen Bericht; aus andern Quellen wissen wir aber, daß das Fahrzeug, welches er zu Goa bestieg, schon beim Auslaufen aus diesem Hafen von einer Sandbank, auf die es stieß, sich nur mit Mühe wiederlosmachen konnte und durch die Unfähigkeit oder Nachlässigkeit seines Befehlshabers an der Natalküste scheiterte. Man blieb sieben Monate in dieser unbewohnten Gegend und baute aus den Trümmern des gescheiterten Fahrzeuges zwei Schaluppen, um die Reise nach der nächsten portugiesischen Ansiedlung fortzusetzen; eine derselben ward bald nach der Abfahrt bei einem Sturme von den Wogen verschlungen, der andern aber, worauf sich Lobo befand, gelang es, um das Vorgebirge der guten Hoffnung zu kommen und nach Angola zu gelangen, wo Lobo an Bord eines nach Brasilien segelnden Schiffes ging, welches, als es fast den Ort seiner Bestimmung erreicht hatte, von den Holländern genommen wurde. Diese schenkten zwar den darauf befindlichen Leuten das Leben, setzten sie aber auf einer wüsten Insel aus, wo sie sicher vor Hunger umgekommen wären, wenn nicht durch einen glücklichen Zufall einige Fischerbarken sie wahrgenommen und nach dem Festlande gebracht hätten. Lobo wanderte zu Fuß nach Chartagena, wo er völlig erschöpft, aber noch frühe genug ankam, um auf einer gerade die Anker lichternden portugiesischen Flotte nach Europa zurückzufahren. Bereits sah diese das Cap Vincente vor sich, als sich ein fürchterlicher Sturm erhob und sie zerstreute. Viele Schiffe gingen zu Grund, Lobo entkam aber glücklich auch dieser Gefahr und landete zu Cadix, von wo er sich zuerst nach Sevilla und dann nach Lissabon begab. Die Vizekönigin von Portugal hörte seinen Bericht mit großer Teilnahme an, wies ihn aber an den König von Spanien, von dem er nach Rom geschickt wurde. Der Papst, wecher in Bezug auf die Mission in Habessinien mit der Handlungsweise des Jesuitenordens, welcher ihm nach den von den Feinden desselben verbreiteten Nachrichten zuviel in die Politik des Landes einzugreifen schien, nicht ganz zufrieden war, gab einen ausweichenden Bescheid. Lobo ließ sich aber dadurch keineswegs einschüchtern, sondern schiffte sich im Jahre 1640 wieder nach Indien

ein, um dort seine Bemühungen fortzusetzen. Bald nach seiner Ankunft wurde er zur Belohnung seiner vielfachen Verdienste um den Orden zum Rektor des Collegiums zu Goa und später zum Provinzial ernannt. Er bekleidete diese in Indien mit vielen Schwierigkeiten verbundene Stelle mit großer Umsicht länger als zehn Jahre, kehrte aber dann, da seine Gesundheit einen Wechsel des Klimas nötig machte, im Jahr 1656 nach Lissabon zurück, wo er im Jahre 1678 starb, ohne seinen sehnlichen Wunsch, die Wiederaufnahme der Missionäre seines Ordens in dem habessinischen Reiche erfüllt zu sehen.



Schwestern beim Besuch im Kraal.



Maria Loreto.

Von Schwester Engelberta, C. P. S.

Es war anfangs Juni; da ereignete sich eine erschreckende Begebenheit auf unserm bis dahin so friedlichen stillen Monte Loreto.

Wohlgemut, nichts Böses ahnend, wanderten wir an einem Montage, wie gewöhnlich, zu unserm Kirchlein hinauf. Wir waren schon ziemlich nahe und wunderten uns sehr, daß uns die beiden Täubchen nicht entgegenflogen, wie sie sonst zu tun pflegten. Beim Fencetor angekommen, eilten uns schon zwei Schulknaben entgegen mit der grausigen Neuigkeit, daß der Hühnerstall erbrochen und drei Täubchen tot auf dem Boden neben dem Hühnerstall lägen. — Meine armen Täubchen! Richtig; da sahen wir schon das vierte, einen schneeweißen Täuberich, ganz erschreckt und scheu hoch oben am Türmchen sitzen. Alles Locken und Futterstreuen half nichts, er getraute sich nicht herunter.

Wie kam es aber, daß die Tauben bloß mit einem Eisenpieß getötet, aber nicht mitgenommen wurden? Von den Hühnern fehlten zwei, gerade die schönsten Hennen, das liebe Goldfederchen und das weiße Schopferl; die hatte der Dieb also mitgenommen; warum aber ließ er die zwei schönen, fetten Tauben liegen? Das war eben das Rätsel. War er vielleicht überrascht worden und ließ die Tauben fallen? Wir überlegten hin und her und konnten zu keinem richtigen Schluß kommen. Ein junger Mann kam dann zu uns, untersuchte die getöteten Tauben und behauptete, es sei Gift in die Wunden hineingetan worden, der Täter dachte, wir würden die Tauben noch kochen oder braten und dieselben dann unsern Kindern zu essen geben, oder die Schw.-Lehrerinnen würden die eine oder andere selbst verzehren.

Wer aber sollte so böshaft sein? Nein, ich glaube das nicht. Desungeachtet wurden die Tauben vergraben statt gegessen. Klein Jonnie wollte dieselben freilich lieber in der Pfanne sehen, als in das Loch gesteckt. Schwester Blasia jammerte um ihre schönen Hennen, die so fleißig Eier legten; aber da half nichts mehr; sie waren eben verschwunden auf Nimmerwiedersehen. Ich vermutete die unten auf dem Berge häufig herumlungern den Hirtenbuben als die Täter, welche etwa Fleischgelüste hatten und sich einmal einen Braten verschaffen wollten. Die größeren Schulknaben versprachen Nachforschungen anzustellen und diese heidnischen Hirtentkaben ins Verhör zu nehmen. Es stellte sich dann auch wirklich heraus, daß es ein etwa zehnjähriger Knabe war, welcher, etwas blöde, die Tauben zwar tötete, aber nicht essen wollte, weil er solche Vögel noch nie gegessen hatte.

Als der Vater des Buben die Sache hörte, schlug er ihn tüchtig durch, denn der Alte, obwohl noch ein Wilder, wollte von Diebstahl nichts wissen. Die Weiber

aber in diesem Kraale am Berge unten, die nicht glauben wollten, daß der Knabe der Täter sei, fingen ein großes Geheul, einen Lärm an und wollten zuerst zum ifangomo (Wahrstager und Herendoktor) gehen, der die Sache untersuchen sollte. Da kamen zuletzt die weinenden Mütter, denn der Vater des Knaben hatte vier Weiber, zu mir herauf, und ich hatte viel zu reden, sie zu beruhigen und zu beschwichtigen, denn die Sache drohte einen für uns und die Schule gefährlichen Ausgang zu nehmen. Lärm, Geschrei, Weinen, gegenseitiges Urteilen war entstanden.

Der Knabe mußte große Kübel voll Medizin trinken, damit er sich erbrechen könne und man sehe, ob er die Hühner gegessen hätte. Der arme Junge dauerte mich; er beteuerte, er habe nur die Tauben getötet, weil sie merkwürdige Vögel seien, aber die Hennen habe er nicht gestohlen, er wisse auch, daß dies Sünde sei und der Große, Große dies nicht haben wolle. Es war also ein Spektakel entstanden oben am stillen Berge und drunten im friedlichen Tale. Die Sache wurde sehr unangenehm, besonders für meine vier großen Schulknaben, welche mir eben helfen wollten und den kleinen Täter gefunden hatten. Die Mütter dieser Schulknaben wurden auch noch herbeigezogen und zankten und strasteten ihre Buben, weil sie sich in die Sache gemischt hatten. Die Mütter fürchteten eben für ihre Söhne, denn bei den Heiden wird schnell jemand vergiftet. Endlich ging ich selbst mit der Schwester in den Kraal hinunter und sagte, ich glaube ja selbst nicht, daß der Knabe die Hennen genommen habe, sondern, daß er nur die Tauben getötet, was er mir ja selbst auf mein gütiges Zureden hin eingestanden hatte. Ich bat, man solle die Sache ruhen lassen, der Berg, auf dem das Kirchlein stehe, sei ein heiliger, geweihter Platz, es gezieme sich daselbst kein Zanken, Lärmen und Schreien. Die Männer gaben mir recht und geboten den Weibern Ruhe, was sie sofort, mit einem Ochsenchwanz in der Hand schwingend, forderten. Die Weiber krochen gleich geschlagenen Hunden in ihre Hütten und es war wieder Ruhe. Ich verbot oben in der Schule den Kindern jegliches Reden über die Sache und Forschen nach den verschwundenen Hennen.

Um die armen Tauben war es uns recht leid, besonders, da die eine Taube gar nicht mehr vom Dache herunter wollte und sogar die Nacht oben vertrauerte.

Es war etwa drei Tage nach dieser Begebenheit, die Nacht war mondhell: ich war aufgeblieben und hatte geschrieben; da sah ich wie von ungefähr zum Fenster hinaus. Da sah ich einen schlanken Mann, in eine Decke gehüllt, mit einer dunklen, türkischen Kappe auf dem Kopfe, wie sie hier die Kullis tragen, in der Nähe des Hühnerstalles stehen; er hatte einen großen, schwarzen Hund bei sich. Muß schon gestehen, daß es mir plötzlich sehr unheimlich zu Mute wurde, als ich den Mann heimlich beobachtete, und daß ich erleichtert aufatmete, als er mit seinem Hund über die Fede hinüberstieg und verschwand. Was wollte er? Hühner stehlen? Ein Kaffer war es also nicht! Gott sei Dank! Jedenfalls war es dieser Hindu, dessen Volk ja als diebisch bekannt ist, der die zwei Hühner gestohlen hatte. Ich war froh, aber ich fürchtete diesen Hindu doch ein wenig.

Auf das Ereignis hin beschlossen wir, Tauben und Hühner abzuschnappen und brachten sie heim nach Czernostchau. Freilich war es uns recht leid um den schönen,

stolzen Haushahn mit seinem goldrot und grünen Gefieder. Er war ein echter Spanier und hatte eine helle, kräftige Stimme, wenn er am frühen Morgen sein lustiges „Kickericki“ hoch oben am Berge erschallen ließ. Auch seine zwei Frauen, recht nette, bunte, fleißige Hennen, gingen uns ab. Es war wieder stiller und einsamer am Berge oben geworden. Gut, daß wir unsere zwei Kinder hatten, sonst wäre es wahrlich zu still geworden. Eine Woche lang herrschte bei uns eine etwas düstere Stimmung und des Abends, wenn es dunkel wurde, konnten wir uns eines gewissen bangen Gefühles nicht erwehren.

Mein armes, einjames Täubchen brachte ich der guten Schwester Domitilla, nachdem ich es allmählich wieder etwas gezähmt hatte; ach es war so lieb und frag so zahm aus der Hand! Den Hahn und die Hennen übernahm unsere liebe Schwester Aniceta in Czenstochau; sogar das gestohlene Goldfederchen war wieder gekommen. Eine Christin brachte es mir und sagte, sie habe es gekauft und als sie es nach Hause brachte, habe ihr Söhnchen gesagt, das sei das Goldfederchen der amakosazana (Schwestern) am Berge; da brachte sie es mir sofort wieder. Es war also klar, daß die Hühner nicht von dem Hirtenknaben waren gestohlen worden.

Unser schöner, zierlicher Taubenschlag stand also leer. Einige Wochen später kam ein großer, arger Sturm des Nachts und der Taubenschlag wurde eingerissen.

Noch einmal schien auf Maria Loretos Höhen ein unliebsamer Besuch stattgefunden zu haben, denn wir sahen eines Tages die Fußspuren eines großen Hundes in unserm Kammerlein. Für eine geraume Zeit waren wir abends und des Nachts etwas furchtsam, dann aber vergaßen wir allmählich diese düstern Bilder und die stille Vergeinsamkeit ward uns wieder heimlich und traut wie ehemals.

„Jungfrau, breit' Deinen Mantel aus,
Mach einen Schutz und Schirm daraus!“

So beteten wir, als am letzten Juni die Schule geschlossen wurde. Juliferien begannen. Wir verbrachten dieselben wieder im Kloster auf der großen Station Centocow. Ein paar Tage vergingen fast immer, bis man sich angewöhnte. Obwohl mitten im religiösen Leben, bei den gemeinschaftlichen Uebungen, so war es in Centocow doch nicht so still wie oben im Kirchlein am Berge. Ueber 200 Kinder und erwachsene Schwarze bewohnen die Station und sind dort bei Tag und Nacht. Die großen Schulen, das Marienhaus, das Nähhaus mit seinem Maschinengerassel, wo das Wasser die Räder treibt, die schnarrende Sägemaschine, die Tischlerwerkstätte, all das gibt ein vielfältiges, beständiges Geräusch. Das Brüllen der Kühe im Stalle, das Gegrünze der Schweine, das Gegacker des Federviehs, das Bellen der Hunde, das Fahren der Wagen, das Rennen und Hasten, das Hin- und Herlaufen, die vielerlei Geschäfte, das alles gibt der Station das Gepräge einer kleinen Stadt. Ich habe eine kleine, runde KRaalblütte, in der ich mich tagsüber aufhalte und meine Arbeiten, wie: schreiben, photographieren, zeichnen, malen, handarbeiten, verrichte, wenn ich in Centocow bin. Man meinte, in dieser Hütte, welche etwas abseits liegt, sollte es stiller sein; dem ist aber nicht so.

Ich muß hier meine Gedanken ordentlich zusammennehmen, um etwas schreiben zu können, besonders, wenn ich gerade von Loretto herunterkomme und das Geölse

nicht mehr gewöhnt bin. Doch mit der Zeit gewöhnt sich Aug und Ohr an alles und kann man sich mitten im Geräusch einsam vorkommen. Besonders wenn ich mich in der schönen Heimat in Europa aufhalte, wenn ich mitten im Kreise unserer lieben Freunde und Vergißmeinnichtleser bin, dann höre und sehe ich nichts mehr und erzähle ihnen, was ich wieder erlebt habe von meinen guten und schlimmen Kindern; denn wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Besonders die Ferien sollen den lieben Freunden gewidmet sein; doch leider gibt es da auch mancherlei andere Geschäfte und ehe man sich dessen versieht, sind die kurzen Wochen schon zu Ende.

So hat es auch diesmal wieder gegangen. Schon schreiben wir wieder den 3. August 1919, die Schule ist an allen Orten wieder eröffnet. Unsere Kleinen sind wieder da; sie schauen, wie dies nach den Ferien gewöhnlich der Fall ist, ziemlich verwahrlost aus. Nun, wir haben uns schon mit Seife vorgesorgt, um ihnen die schwarzen Krausköpfe tüchtig einzuseifen. Es sind da gewisse „Vorsichtsmaßregeln“ für die eigene Sicherheit notwendig.

Manche unserer Schäflein sind diesmal ausgeblieben und müssen wieder geholt werden; Schwester Blasia muß sich auf die Wanderschaft machen, es geht nicht anders.

Endlich haben wir sie wieder alle und ein paar neue dazu. Ein Mädchen, etwa 13—14 Jahre alt, ist, wie ich zu meinem Schmerze erfahren habe, abgefallen und hat die Kleider wieder ganz weggeworfen; es war noch nicht getauft.

Dieses Schuljahr schien ein schlechtes zu werden. In den Zeitungen schrieb man viel von der spanischen Influenza und allmählich kam die Krankheit immer näher und näher und schon trat sie sehr stark in den naheliegenden Städten Pieter-Maritzburg und Durban auf. Zuletzt kam sie in die umliegenden Farmen und unter den Weißen sowohl wie bei den Schwarzen kamen Todesfälle vor, welche allgemeinen Schrecken verbreiteten.

Unsere beiden Hochw. Väter, P. Superior G. Hanisch und P. Eligius Müller saßen mehr im Sattel als im Stuhle; von allen Seiten kamen Krankenrufe und kaum war einer der Patres daheim angekommen, so mußte er zum Begräbnisse. Unser ehrw. Bruder Eduard, der Totengräber und Leichenbestatter, hatte gar viel zu laufen, und zu besorgen, frische Grabhügel aufzuwerfen und zu schmücken. Geschäftig und unverdrossen waltete der gute Bruder seines Lieblingsamtes, manchen Schweißtropfen, manchen Rosenkranz für die lieben verstorbenen aufopfernd. Nicht selten begab er sich totmüde auf seine ärmliche Lagerstätte, selbst im Traume noch mit seinen lieben Toten sich beschäftigend.

Es kam eine traurige Zeit; von hüben und von drüben nichts als betrübende Nachrichten. Trotz der großen Heze gegen die Deutschen lebten wir hier auf unseren Missionsstationen doch immer ruhig, vertrauend auf Gottes Schutz und Mariens mächtigen Beistand, aber jetzt waren wir in große Angst versetzt; denn auch unsere Station blieb von der Krankheit nicht verschont.

Auch hier oben auf dem Berge unter meinen Schulkindern hatte sich die Krankheit eingebürgert; eines nach dem andern wurde davon ergriffen und Ende September starb mir ein liebes, kaum achtjähriges Bublein mit Namen Moysius und gleich da-

rauf ein herzerliebtestes Mägdlein von sieben Jahren, ein so einfältiges Kind, das mit seinen großen Augen in den bronzefarbenen Gesichtchen stets so fragend in die Welt schaute, so verwundert, als ob es gar nicht hineingehörte. Honoria hieß die Kleine und war das heißgeliebte Töchterlein einer christlichen Familie, deren Eltern einst bei mir in der Schule lernten. Das Kind war immer sehr sorgfältig gepflegt und gekleidet, trug sogar Schuhe und Strümpfchen und ein Hütchen auf dem Kopfe; alles hatte die Mutter selbst genäht und verfertigt. Groß war der Schmerz der Eltern, weinend saßen beide am Bettlein des kranken Kindes.

Es war gegen Abend; da verlangte das Mägdlein noch einmal hinaus. „Ich will den Himmel sehen,“ sagte es zu der Mutter, welche es in den Armen hielt, „schau doch, wie die Sternlein so schön strahlen! O, wie schön ist der Himmel!“ Dann legte es das Köpfchen plötzlich beiseite und schlief ein. Die arme Mutter brachte es zurück ins Bettlein und siehe, das Kind lächelte —, aber es war tot.

Die Sternlein glänzten und funkelten weiter, eine Sternschnuppe fiel strahlend herab. War es ein Engel Gottes, der das kleine Menschenkind in den schönen Himmel holen sollte?

Traurig und wehmütig gestimmt ging ich zur Ruhe. Noch lange, lange betrachtete ich den herrlichen Sternenhimmel, der mit seinen silbersimmernden Sternlein zur Welt herniederschaute. War es nicht ein großes Sterben hüben und drüben, hier und allerorts, war es nicht, als wollte sich der Himmel bevölkern, während die Erde öde, traurig, menschenleer zu werden drohte? — —

Der nächste Tag war ein Freitag, der Sterbetag unseres Herrn und Heilandes. Eine drückende Hitze herrschte; es waren fast keine Kinder zur Schule gekommen, denn die Influenza herrschte immer stärker und schließlich wurde von der Regierung die Schule geschlossen.

Tags zuvor, am Donnerstag, war nochmals hl. Messe bei uns auf dem Berge. P. Eligius war da und sagte, er hätte am Fuße unseres Berges eine junge Frau besucht, eine Heidin, welche sehnlichst nach der hl. Taufe verlange. Er jedoch meinte, es sei noch nicht so gefährlich; sollte es aber schlimmer werden, so müsse man die Frau taufen.

Wir alle kannten die junge, schöne, kaum 19 jährige Frau, die noch vor kurzem in Kraft und Gesundheit blühte; es war Nkombosi, ein früheres Centocower Schulfmädchen, das etwas leichtsinnig war und zuletzt, ohne die hl. Taufe zu empfangen, wieder fortlief; es vergaß sich sogar soweit, daß es mit einem stockwilden Burschen einen heidnischen Ehebund schloß, die Kleider ganz wegwarf und sich mit Perlen, Spangen und Ringen schmückte, obwohl das Gewissen ernstliche Vorwürfe machte. Als ich erfuhr, daß sie in Centocow fortgelaufen sei und sich nun in ihrer Heimat aufhalte, ging ich mit der Schwester in ihren Kraal und suchte das verirrte Schäflein wieder in den Schafstall zurückzuführen; aber als mich Nkombosi sah, lief sie davon. Wir eilten ihr nach, aber sie entwich uns und verbarg sich im hohen Grase. Da rief ich ihr zu:

„Nkombosi, mein Kind, ich lasse dich nicht, ich bekomme dich noch zurück. deine Seele darf nicht verloren gehen!“

Nach geraumer Zeit ging ich wieder absichtlich an ihrem Kraal vorbei, doch wieder sprang sie mir davon. — Dann hörte ich, sie halte Hochzeit. Mit großem Schmerze vernahm ich, daß sie sich an ihrem Hochzeitstage am wildesten gebärdet hatte, daß sie am besten und meisten tanzte, so daß sogar die Heiden sich darüber verwunderten.

Nach der Hochzeit kam sie bald zu mir herauf; da versprach sie mir, sie wolle sich später wieder bekehren und auch ihren Mann und ihre Mutter für das Christentum gewinnen. Sie brachte mir Eier, getraute sich aber nicht, mir in die Augen zu sehen.

Ein paar Wochen später bekam sie die Influenza. Doch, wie gesagt, P. Eligius fand sie noch nicht so schlecht und in Anbetracht der Verhältnisse durfte man mit der Taufe nicht so schnell sein. Es war also Freitag; ich fühlte mich selbst krank und elend; ich lag sogar im Bett, während Schwester Blasia in der Küche Pflisch und Tee für uns kochte. Da klopfte es an meine Türe: ich erwachte aus dem Halbschlummer, in den ich aus lauter Elend verfallen war. Die Schwester eilte herein mit der Meldung, es sei eine Heidin draußen, die rufe uns, schnell zu Nkombosi zu kommen und sie zu taufen; sie verlange händeringend nach mir und sei bereits am Sterben.

Wir eilten uns, so gut wir konnten, ja, wir liefen mitten in der brennenden Sonnenhitze — es war 12 Uhr mittags — den Berg hinauf, über Stege und Schluchten, über Steine und Bächlein, weiter, immer weiter, bis wir fast atemlos in der Hütte der sterbenden Nkombosi ankamen.

Drinnen war es rauchig und dunstig und mir begannen plötzlich die Sinne zu schwinden, es wurde mir schwindelig und Schw. Blasia mußte mich stützen. Mit festem Willen und gewaltiger Anstrengung gelang es mir doch, den Alt der hl. Taufe zu vollziehen. Ich wußte, daß Nkombosi alles genügend verstand, ich sah, daß sie in aufrichtiger Reue fast verging und P. Eligius hatte mir ja erst tags zuvor gesagt, daß die Kranke in denkbar bester Disposition war. Ich taufte sie Maria Blasia. Da mir selbst so schlecht war, gingen wir beide heim.

Oben angekommen, nahmen wir unser kärgliches Mahl, dann machten wir uns langsam auf den Weg nach C. Um 1 Uhr ungefähr hatten wir die arme junge Frau getauft, um drei Uhr starb sie schon. Es hatte viel gefehlt, das arme Kind, aber der Herr war ihm in der letzten Stunde noch gnädig.

Siehst Du einen Menschen fallen
Zwischen Recht und Pflicht,
Mensch, o richte nicht!
Weißt Du, welchem Drange,
Welchem Unglückstag

Dieses Herz erlag? — — (Goethe).

So laßt uns denn auch barmherzig Blumen auf das Grab der Abgefallenen pflanzen, blauweiße Passionsblumen der Reue und Süßhe der armen Maria Blasia.

Das St. Antoniusbrot.



ir alle kennen, und wohl die meisten von uns verehren auch den hl. Antonius, aber wenige wissen wohl den Ursprung und die Bedeutung des St. Antoniusbrots für die Armen.

Noch vor wenigen Jahren fast unbekannt, hat diese Verehrung heute nicht bloß in den Kirchen und Kapellen Europas Eingang erlangt, sondern auch in Amerika, und ihre Bedeutung in den Vereinigten Staaten ist in täglicher Zunahme begriffen. Die beste Erklärung über ihren Ursprung und ihre Bedeutung finden wir in einem Briefe der Stifterin dieser Verehrung, Miß Louisa Boffier, welchen sie persönlich am 15. November 1892 an den Hochwürdigen Kapuziner Father Maria-Antoine schrieb. In demselben schreibt sie folgendes: „Sie wünschen die Entstehung der St. Antonius-Verehrung in Toulon zu wissen. Dieselbe entfaltete sich, wie alle Werke Gottes, geräuschlos, ohne Aufsehen, und unmerklich. Vor kaum vier Jahren wußte ich von einer Andacht zum hl. Antonius von Padua gar nichts, höchstens daß ich gehört hatte, man könnte durch seine Vermittlung verlorene Dinge wieder finden.

Eines Morgens konnte ich meinen Laden nicht öffnen, das Schloß war entzwei; ich ließ deshalb einen Schlosser rufen, der mit einem großen Schlüsselbund erschien und über eine Stunde arbeitete; endlich ging ihm die Geduld aus, und er rief: „Ich will mein Handwerkszeug holen, um die Türe mit Gewalt zu öffnen, denn auf andere Weise geht es nicht.“

Während seiner Abwesenheit sprach ich, von Gott inspiriert, zu mir selber in Gedanken: „Vielleicht öffnet mir der hl. Antonius die Türe, wenn ich ihm ein Bißchen Brot für seine Armen verspreche, und ich habe nicht nötig, die Türe erbrechen zu lassen.“ In diesem Augenblicke kam der Schlosser zurück mit einem Gefellen, und ich sagte zu ihnen: „Bitte tun sie mir einen Gefallen: ich habe eben dem hl. Antonius ein Bißchen Brot für seine Armen versprochen; bitte, versuchen sie doch noch einmal die Türe zu öffnen, ehe sie Gewalt anwenden; vielleicht kommt uns der Heilige zu Hilfe.“ Sie willigten ein, und siehe da, der erste Schlüssel öffnete ohne die geringste Schwierigkeit die Türe, als ob er der richtige Schlüssel wäre. Das allgemeine Erstaunen zu beschreiben, ist unmöglich. Von dem Augenblicke an verehrten alle meine frommen Bekannten mit mir den Heiligen, und jeden, auch den geringsten Kummer teilten wir dem hl. Antonius mit, zugleich mit dem Versprechen, ihm Brot für seine Armen zu geben. Wir kommen aus der Verwunderung nicht mehr heraus über die zahlreichen Gnadenerweisungen, die wir erhalten. Eine meiner intimsten Freundinnen war Zeuge dieses Wunders und machte augenblicklich das Versprechen, dem Heiligen ein Kilogramm Brot (etwas mehr als zwei Pfund) zu schenken jeden Tag ihres Lebens, wenn ein Mitglied ihrer Familie durch seine Fürbitte von einem Leiden befreit würde, worunter sie schon 23 Jahre litt. Die Gnade wurde sehr bald bewilligt, und das Leiden hat sich nicht mehr gezeigt. Aus Dankbarkeit kaufte sie eine Statue des hl. Antonius für mich zum Geschenke, und wir stellten sie in einem kleinen dunklen Zimmer auf, wo man nur beim Lampenlicht sehen konnte. Dies ist mein Laden, und würden Sie wohl glauben, hochwürdiger Vater, daß dieser kleine dunkle Raum jeden Tag gedrängt voll ist von Leuten, die dort mit außergewöhnlicher Innigkeit beten? Und dabei bleibt es nicht, denn jeder trägt wieder zur Verbreitung dieser Verehrung bei.

Die Brotversprechungen grenzen an das Fabelhafte. In drei verschiedenen Fällen sind je 1000 Franken versprochen, ganz zu schweigen von den kleinen Versprechungen, die sich ganz der Berechnung entziehen, und immer vermehren sich die Gnaden. Wir erhalten täglich Geldsendungen durch die Post mit einigen höflichen

Dankesworten für den guten hl. Antonius; man müßte Bände schreiben, um all die Gnadenerweisungen aufzuzählen, die durch die Hilfe des hl. Antonius erlangt wurden.

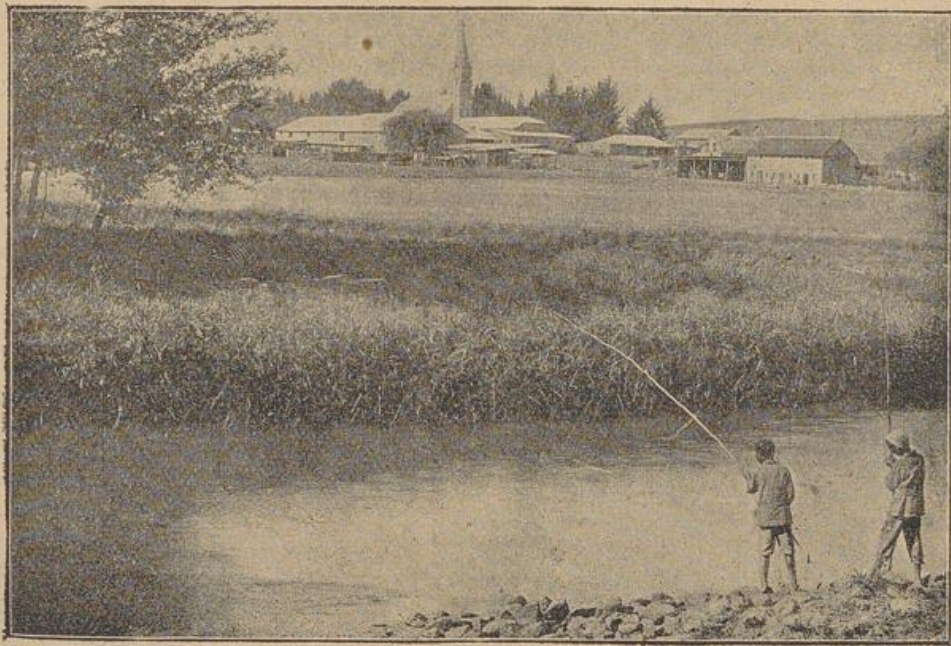
Ev. Hochwürden fragten auch an, wie wir das schöne Antoniusbrot ansteilen. Unsere Methode ist folgende: Wir haben eine Liste der armen Genossenschaften angefertigt, der Waisenhäuser in der ganzen Gegend, nicht zu vergessen der „Kleinen Schwestern der Armen“ (Little Sisters of the Poor); haben wir nun etwas Geld zusammen, dann fragen wir der Reihe nach herum, wann die Genossenschaften einen Brottag wünschen, und an dem genannten Tage erhalten sie 50, 80, 100 Kilogramm Brot, je nach der Zahl der Personen. Wenn die Kinder im Speisesaal das schöne Weißbrot sehen, dann merken sie gleich, daß dasselbe nicht von dem Waisenhanse geliefert wurde, und flugs werden die Hände gefaltet zu einem innigen Dankgebet für den lieben St. Antonius, und dann erschallt ein allgemeines Hurrah! Dieses Zeichen der Dankbarkeit muß den guten Heiligen besonders angenehm sein, denn er segnet immer dies kleine Werk.

Zum Schlusse, sehr geehrter hochwürdiger Vater, gestatten sie mir die Bitte um ein Memento in ihren Gebeten für die, welche der gute hl. Antonius gewürdigt hat, seine demütige Haushälterin zu sein, damit ich dem lebenswürdigen Heiligen immer teurer werde durch Demut und Selbstlosigkeit.

Ihre demütige Dienerin im Herrn

Louisa Bouffier."

Das ist der Ursprung und die Bedeutung des St. Antoniusbrotes. Wir haben 8000 Kinder in Afrika in unseren Schulen. Hier haben sie eine Gelegenheit, bei welcher Sie diese so segensreiche Verehrung zum lieben hl. Antonius praktisch üben können in Ihrem eigenen Interesse, indem Sie uns ein Almosen für die Unterhaltung der armen Heidentinder senden, und Sie würden versichert sein, daß der liebe hl. Antonius um so bereitwilliger Ihre Bitte erhören wird.



Missionsstation Reichenau.

Messopfer und Kommunion

Die größten Gnadenquellen der katholischen Kirche



103 Seiten Kleinoktav, in Leinen gebd. Preis 150 M. (ohne Porto).

Aus dem Inhalt:

Kurze Abhandlung über die **Würde und den Wert** des heiligen Messopfers;
die **Gnaden und Früchte** des heiligen Messopfers; die **Teilnahme**
beim heiligen Messopfer. ·· **Messgebete.** ·· Von der heiligen
Kommunion. ·· **Eucharistische Stationen = Andacht.**

Ueber das Büchlein wird uns von geschätzter Seite geschrieben: Die Abhandlungen sind durchwegs kernig und mit vieler Liebe zum eucharistischen Opfer verfaßt. Sie sind dazu angetan, auch in andern die Liebe zum hl. Messopfer zu wecken und zu vertiefen. Besonders gefällt es uns, wie der Verfasser es versteht, den engen Zusammenhang zwischen Christi Leiden und dem Allerheiligsten Altarsakrament in der eucharistischen Kreuzwegandacht herauszuheben. Wir stehen nicht an, dem Büchlein einen möglichst großen Gebraucherkreis zu wünschen. Besonders dürfte es eine willkommene Gabe für die Erstkommunikanten sein, aber auch ältere Leute dürfte sein Inhalt ansprechen und neben diesem das handliche Format ihm manchen Freund gewinnen wird.

Pfarrer B.

Zu beziehen durch

Missionsdruckerei St. Joseph
Reimlingen (Schwaben)

oder den auf der Umschlagseite angegebenen Vertretungen.



Briefauszüge.

Das Vergißmeinnicht hat schon seit vielen Jahren Auszüge aus den Briefen der Wohltäter gebracht. Immer wieder schreiben so manche, daß sie gerade durch das Lesen solcher Briefe wieder zum Gottvertrauen u. Gebet angeregt wurden. Mit der Veröffentlichung dieser Briefe soll allerdings kein Urteil darüber gefällt werden, ob diese Erhörungen, Wirkungen eines frommen Gebetes, auf gewöhnl. oder außergewöhnlichem Wege eingetreten sind. Es ist sicherlich von großem Wert, wenn in unserer oft so glaubensarmen Zeit Beispiele von Gottvertrauen u. Gebetsgeist angeführt werden. Wenn dadurch in manchen Seelen, die in leiblichen oder seelischen Schwierigkeiten sich befinden, wieder die Erinnerung wachgerufen wird, daß sie ein Kind Gottes sind, daß die Heiligen ihre himmlischen Freunde sind, u. daß sie darum vertrauensvoll zu ihrem himmlischen Vater und den lieben Heiligen gehen dürfen, so wäre genug erreicht.

Innigen Dank dem hl. Joseph vor Bewahrung vor einer Operation. Als Dank wurde die Taufe eines Heidenkinds versprochen. — Dank der lb. Muttergottes und dem hl. Joseph für wiedererlangte Gesundheit. — Innigen Dank dem hl. Joseph für Hilfe in mehreren Anliegen. — Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu und Mariä, dem hl. Joseph, Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für Erhörung in einem besonderen Anliegen. — Dank dem hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen für Erhörung in schweren Anliegen. — Dank dem hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Leonhard für Hilfe in schweren Anliegen. — Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu und Mariä, dem hl. Judas Thaddäus und den Heiligen für gütige Erhörung in schweren Anliegen. Veröffentlichung und ein Opfer war versprochen. — Dank dem hl. Judas Thaddäus und dem hl. Antonius, denn sie haben mir auf wunderbare Weise geholfen. — Innigen Dank dem hl. Joseph für Heilung von Hautkrankheit. Als Dank eine Gabe für das Liebeswerk des hl. Paulus. — Dank der lb. Muttergottes und dem hl. Joseph und Antonius für Hilfe in schwerer Stunde. Veröffentlichung versprochen. — Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu und Mariä und dem hl. Joseph für glückliches Zustandekommen einer fast undurchführbaren Angelegenheit. Zwei Taufen als Dankagung. — Dank für glückliche Geburt und Bitte um guten Vorübergang einer schweren Stunde. Eine Taufe als Dankagung. — Öffentliche Dankagung dem hl. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, der hl. Rita für wunderbare Hilfe in großer Wohnungsnot. — Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Antonius, Judas Thaddäus und der hl. Rita für Hilfe in einem großem Anliegen. — Durch die Fürsprache der lb. Muttergottes, des hl. Joseph und Antonius wurde ich von Epilepsie befreit. — Dank dem hl. Joseph in Wohnungs-

angelegenheit. — Ich sage hierdurch dem hl. Joseph öffentlich Dank, daß er mir in einer Wohnungsangelegenheit und auch in einem anderen schweren Anliegen auf meine Bitten hin geholfen hat. Veröffentlichung war versprochen. — Dank dem hl. Antonius für wunderbare Hilfe in einer gerichtlichen Sache. — Dank der Unbefleckten Empfängnis und dem hl. Joseph für die Genesung von einer schweren Krankheit. — Dank dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und den armen Seelen für Erlangung einer guten Stelle. — Ich war in sehr bedrängter Lage; ich war genötigt, Schulden zu machen, hatte aber nichts, um dieselben zu bezahlen. Ich hielt eine neuntägige Andacht zum Herzen Jesu, dem hl. Joseph und Antonius. Gott stellte aber mein Vertrauen auf eine harte Probe. Erst nachdem ich sechs neuntägige Andachten gehalten hatte, wurde mein Gebet erhört und zwar in auffallender Weise. Dafür sei dem hl. Herzen Jesu, dem hl. Joseph und Antonius herzlichster Dank dargebracht. — Inniger Dank dem hl. Joseph und der lb. Muttergottes für Hilfe in schwerer Stunde. — Auf die Fürbitte des hl. Joseph ist mein Sohn bedeutend aufgebeffert worden, ohne etwas zu sagen. — Im letzten Spätjahr wurden wir mit schweren Krankheiten heimgesucht; zuerst lag meine Mutter krank an der Gelbsucht darnieder, acht Tage darauf bekam mein Vater plötzlich einen Gehirnschlag, alle Ärzte gaben ihn auf; in dieser Not nahm ich meine Zuflucht zum hl. Judas Thaddäus und zum hl. Gerard. Gott sei Dank, ich bin erhört worden; meine Mutter konnte in 14 Tagen das Bett verlassen und mein Vater nach drei Wochen; jetzt fühlen sich beide gesund und wohl und können wieder alle Arbeiten verrichten. — Recht innigen Dank der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph, dem ehrw. Pater Paul von Moll, dem hl. Benediktus und Antonius und den armen Seelen für Hilfe in mancherlei schweren Anliegen. — Nach viermonat-

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer hl. Religion verwendet, weshalb der hl. Vater Papst Pius X. zu wiederholten Malen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

für die Abonnenten des Vergißmeinnicht werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill 2 oft 3 hl. Messen gelesen.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten:
für Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Jugoslawien, Südtirol und Rumänien

an die
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicherring 3,
Postcheckkonto Nürnberg Nr. 194,
für Belgien und Luxemburg

an die
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8,
Postcheckkonto Köln 1652,
für Ungarn an die

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23a,
Postcheckkonto Ungarische Postsparkasse Nr. 19814,

für Schweiz und Liechtenstein an die
Vertretung der Mariannhiller Mission in Gersau, Et. Schwyz,
Postcheckkonto Luzern VII. 187.

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint 32 Seiten stark und kostet ganzjährlich für
Ungarn 50 Kr. Tschechoslowakei 8 c Kr. Jugoslawien 15 Dinar
Schweiz u. Liechtenstein 3 Frs. Elsaß-Lothringen, Belgien, Luxemburg 4 Frs.
Südtirol 5 Lire Rumänien 30 Lei



Briefauszüge.



Das Vergißmeinnicht hat schon seit vielen Jahren Auszüge aus den Briefen der Wohltäter gebracht. Immer wieder schreiben so manche, daß sie gerade durch das Lesen solcher Briefe wieder zum Gottvertrauen u. Gebet angeregt wurden. Mit der Veröffentlichung dieser Briefe soll allerdings kein Urteil darüber gefällt werden, ob diese Erhörungen, Wirkungen eines frommen Gebetes, auf gewöhnl. oder außergewöhnlichem Wege eingetreten sind. Es ist sicherlich von großem Wert, wenn in unserer oft so glaubensarmen Zeit Beispiele von Gottvertrauen u. Gebetsgeist angeführt werden. Wenn dadurch in manchen Seelen, die in leiblichen oder seelischen Schwierigkeiten sich befinden, wieder die Erinnerung wachgerufen wird, daß sie ein Kind Gottes sind, daß die Heiligen ihre himmlischen Freunde sind, u. daß sie darum vertrauensvoll zu ihrem himmlischen Vater und den lieben Heiligen gehen dürfen, so wäre genug erreicht.

Dank dem hl. Joseph, der lb. Muttergottes, dem hl. Antonius und Judas Thaddäus für Erhörung in wichtigen Anliegen.

Dank der lb. Gottesmutter und dem hl. Joseph für Hilfe in schwerer Krankheit. — Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu und Mariä für erlangte Gesundheit eines Kindes und Bitte um dauernde für wiederholte Dank dem hl. Antonius

Artfache. — An-

toniusbrot für Wiedererlangung gestohlenen Gutes und Ermittlung des Täters.

— Dank der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph und Antonius für Hilfe in verschiedenen Anliegen und Bitte um fernere Hilfe, um Glück und Segen in der Familie. — Dank dem hl. Antonius und den armen Seelen für Erhörung in verschiedenen schweren Anliegen. — Dank dem hl. Geist für seine Gaben, der immerwährenden Hilfe, dem hl. Schutzengel